

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

„Trüdchen — Trüdchen, komm geschwind — ich fürchte daß ich sehr krank bin — krank bis zum Tode!“ so rief der Hofrath von Bartels, ein verschüchtertes, zaundürres Männchen, indem er sich, stoßweise und mühsam Athem schöpfend, in einen großen Lehnstuhl gleiten ließ.

Die halbgeöffnete Thür, welche in das nebenan gelegene Wohnzimmer führte, wurde in diesem Augenblick etwas unsanft völlig aufgestoßen, eine hochgewachsene Frau erschien auf der Schwelle, und eine stahlharte Stimme sagte:

„Ich fürchte, mein lieber Sebaldus, daß du diesmal allen Ernstes den Verstand verloren hast, du würdest wohl sonst nicht die Unschicklichkeit begangen haben, so sans façon in einen Salon hereinzustrüzen und deine Gemahlin mit einem so vulgären Namen zu rufen!“

Wenn die Dame erwartete, eine demüthige Abbitte für solche, eben gerügte, unverantwortliche Kühnheit zu vernehmen, dann wurde sie sehr enttäuscht, denn ihr sonst so unterwürfiger Gatte, von dem sie selbst in besonders guter Laune zu behaupten pflegte: daß er gut gezogen sei — verdiente dieses Lob heut ganz und gar nicht. Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort auf die kleine Strafpredigt der gefürchteten Herrin des Hauses, dabei schüttelte Herr Sebastian von Bartels in des Wortes eigenster Bedeutung den Staub von seinen Stiefeln auf den hellgrauen Grund eines rosendurchwirkten Teppichs.

„Sebaldus!“ rief die stahlharte Stimme noch drohender — „was soll denn das alles bedeuten, weißt du denn wirklich nicht mehr, wo du dich befindest und wie unpassend du dich benimmst?“

„Ach Trüdchen — das ist ja jetzt alles egal!“

Die etwas hochblonde, noch recht gut conservirte Dame näherte sich nun schnell dem, immer noch wie geistesabwesend vor sich hinstarrenden Gatten.

Ihre Vorwürfe waren verstummt, und sie ließ es sogar ohne Mühe geschehen, daß der kleine Herr Hofrath seinen rechten Fuß sammt dem immer noch bestaubten Stiefel gegen das geschnitzte Postament des Sophasitzes stemmte — ihr war klar geworden, daß nur irgend ein fürchtbares, unvorhergesehenes Ereigniß eine so gänzlich vernichtende Wirkung auf das sanfte Gemüth des lenthsamen Mannes hatte hervorbringen können, deshalb ließ sie sich jetzt auch ohne weiteres auf dem hochgepolsterten, rothen Sopha nieder und fragte in möglichst mildem Tone:

„Willst du mir nicht sagen, warum du heut noch vor Ablauf

deiner Bureaustunde zurückgekehrt bist — und warum nun doch alles egal ist?“

Er seufzte wieder.

„Ach der Herzog —“

„Seine Durchlaucht der Herr Herzog“ — fiel sie ihm streng in's Wort.

„Nun ja, meinethwegen — also Seine Durchlaucht der Herr Herzog haben allergnädigst geruht, mich in Ruhestand zu versetzen.“ —

„Unmöglich — es muß ein Irrthum obwalten.“

„Leider nein, es ist nichts als eine höllische Intrigue des neuen Ministers.“

„Und sagte dies der Herzog selbst?“ —

„Freilich, Seine Durchlaucht hatten die Gnade, mir für langjährige treue Dienste zu danken und mich in Berücksichtigung meiner Kränklichkeit — ich habe mich nie wohler befunden! — in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen.“

Jetzt war das Fürchterliche geschehen, die schlimme Nachricht der in wortlosem Jammer die Hände ringenden Lebensgefährtin mitgetheilt. — Der kleine Hofrath athmete erleichterte auf; bald jedoch bebte er, einem erschrockenen Lamme gleich zusammen, denn Frau Edeltrud hatte die Sprache wieder erhalten und der Rede-Stream fluthete wie das Wasser aus einer aufgezogenen Schleiße mit wilder Gewalt dahin.

Er ließ alles geduldig über sich ergehen, und nur als die Erzürnte ihren Sermon mit den Worten schloß:

„D, ich bedauernswerthe Frau — das sind die Früchte dieser unseligen Heirath!“ — da sprach er tonlos nach: „Dieser unseligen Heirath!“

Sie blickte erstaunt nach ihm hin und sagte strafend:

„Nun du hast es wohl noch nicht zu bereuen gehabt, daß dir das Freifräulein Edeltrud v. Redenstein ihre Hand gereicht hat, eine Gunst, der bald von Seite des Herrn Herzogs eine zweite hinzugefügt ward in Gestalt der Adels-Verleihung.“

Der Hofrath seufzte: „Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist,“ meinte er dann achselzuckend, erschral aber, sobald diese vulgäre Redensart seinen Lippen entschlüpfte war und senkte den Blick, in Erwartung einer neuen ersten Mühe. Diese blieb indessen zu seiner Verwunderung aus.

Die Dame erhob sich, glättete die lilaeen Seidenschleifen an ihrem weißen Brignoir und sagte feierlich:

„Ich überlasse dich jetzt dir selbst. Strebe darnach, durch ernstes Nachdenken einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden. Du bist das Haupt der Familie, dir liegt es ob, Rath und Hilfe zu schaffen, ich als schwaches und leidendes Weib kann vorläufig nichts thun, als meine unglücklichen Kinder, die unschuldigen Opfer des Verhängnisses, auf diese gänzliche Aenderung ihrer sozialen Stellung vorzubereiten.“

Damit entschwand das „leidende Weib“ den Blicken des ihr betroffenen nachschauenden Mannes. Dieser erhob sich langsam und die mageren Glieder streckend, als wolle er sich überzeugen, daß der so plötzlich über ihn hereingebrochene Schicksalsschlag ihn nicht völlig vernichtet habe, sprach er mit resignirtem Lächeln:

„Ich bin also das Haupt der Familie, und mir liegt es ob, Rath und Hilfe zu schaffen — das ist eine nette Geschichte — meiner Frau!“

Als der Hofrath später in das Speisezimmer trat, erblickte er seine Gattin, umschlungen von den Armen ihrer Töchter; in Frau Edeltrud's großen grauen Augen glänzten Thränen, sie kam sich selbst vor wie Niobe — wenigstens sagte sie dies dem gebeugten Gatten, der darüber sehr gerührt schien, aber doch mit einem Seufzer der Befriedigung nach der Thür sah, die eben von Ritens kräftiger Hand geöffnet ward.

Der sehnsüchtige Blick galt übrigens nicht den spärlichen Reizen der dicken Köchin, sondern der großen Suppenterrine.

„Jetzt ist jede Diskussion suspendirt“ — sagte sich der gleichfalls suspendirte Beamte, und da er zugleich der Ansicht war, daß Speise und Trank die besten Heilmittel auch gegen Seelenleid seien, griff er wacker zu.

Die trefflich zubereiteten Speisen mundeten jedoch nur dem Papa Hofrath und seinem jüngsten Sprossen, einem hoffnungsvollen Kadetten. Der kleine Adelhart, obgleich der Stammhalter der Familie, dem die „erschütterte soziale Stellung“ derselben den Appetit hätte billig am meisten verderben sollen, hatte noch zu wenig Verständniß für die traurige Veränderung der Lage. Dasselbe ließ sich von dem neunjährigen Röschen behaupten, einem guten, sanften Kinde, dem heut nur deshalb die Augen voll Thränen standen, weil Mama und Schwester Adalgunde so herzbrechend geweint. Arme Adalgunde, sie hatte freilich Ursache, ihre schwachtenden Vergiftmeinnichtauglein roth zu weinen — nun war es ja noch viel zweifelhafter, daß Theobald, der heimlich Geliebte, sich zu der längst erwarteten Verlobung entschließen werde! Leider war der liebende Jüngling noch minorenn und der „Papa Geheimrath“ ein sehr praktischer Mann. Adalgunde, die sich dem verhängnißvollen Wendepunkte im Mädchenleben näherte, wo die Jungfrau zur alten Jungfer wird, besaß schon so viel Menschenkenntniß, um die Theilnahme, welche Freunde in der Noth zu erweisen pflegen, auf das richtige minimale Maß zu beschränken. Eine gestürzte Größe ist bei Hofe — und wenn dieser Hof auch nur ein Höfchen ist und die „Größe“ eine bescheidene Null war, eine nur zur Hälfte tragische, zur Hälfte lächerliche, stets aber für die Kreise, in denen sich dieselbe zu ihrer Glanzzeit bewegte, eine unmögliche Figur.

Dies fühlte sogar der Hofrath, wenn auch dunkel, und er wagte den Versuch, die Gattin dieser Anschauung zugänglich zu machen. Das Ehepaar hatte sich nämlich nach der ziemlich einsilbig eingenommenen Mahlzeit in das Arbeitszimmer des Hausherrn zurückgezogen, um noch einmal reiflich die nächsten Schritte zu überlegen, welche in dieser schlimmen Lage zu thun wären, um, wie Frau Edeltrud betonte, die Familienehre zu wahren und sich nichts zu vergeben.

„Wir werden einigen Aufwand machen, eine große Gesellschaft geben müssen, vielleicht sogar wirklich eine Badereise unternehmen, damit dein Austritt aus dem Staatsdienste auf natürliche Weise, durch deine Kränklichkeit, motivirt werde und die Lästerzungen gleich anfangs verstummen müssen.“

„Gesellschaften — eine Badereise — aber woher soll denn das Geld zu alledem kommen?“ fragte das schüchterne Männchen.

„Das Geld spielt stets nur eine untergeordnete Rolle, wenn die Ehre mit dabei in Betracht kommt.“

Der Hofrath lächelte, er hatte seinen Shakespeare nicht umsonst studirt und hoffte die ihm sonst so überlegene Gegnerin durch ein klassisches Citat zu schlagen, deshalb fragte er jetzt auch achselzuckend: „Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Lust. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge.“

„Du hast wohl den Verstand verloren?“ sagte gelassen die Hofrätthin, als ihr Gatte endlich schwieg.

„Verstand verloren — wie so?“

„Weil ein Mensch, den die Gnade Sr. Durchlaucht der obskuren bürgerlichen Sphäre entrissen hat, im Besitze seiner fünf Sinne doch unmöglich so konfus Zeug zusammenfaseln kann.“

Um die Lippen des Kleinen zuckte es, aber er erwiderte mit immer gleicher Sanftmuth: „Ich sprach ja nur mit den Worten des großen Briten.“

„Ob der Brite groß oder klein war,“ entgegnete Dame Edeltrud verächtlich, „darauf kommt hier sehr wenig an, jedenfalls war er nicht von Adel und besaß in Folge dessen kein point d'honneur.“

„Es ist wahr — Shakespeare war nicht von Adel,“ murmelte der Hofrath.

Sie achtete gar nicht auf seine Einrede, sondern fuhr strenge fort: „Laß uns zur Sache kommen. Triff die nöthigen Vorbereitungen, um unsere Ehre intakt zu erhalten. Wenn du übrigens auch einen Vorschlag zu machen hast, so rede frei, ich höre.“

Der Hofrath räusperte sich, zupfte an seinen Manschetten, fuhr sich durch das spärliche, grauschimmernde Haupthaar, räusperte sich noch einmal und kispelte dann: „Ich denke, das Beste wäre, Wolfsburg, sobald du zu verlassen und — und“

„Nun und — vollende doch!“

„Es war nun so meine unmaßgebliche Meinung.“

„Freilich, deine Meinung ist immer unmaßgeblich, ich denn endlich erfahren, wohin du, nachdem den Rücken gekehrt, deine arme Familie zu ver-“

„Nach — nach Dohlenwinkel!“

Er hatte das letzte Wort mit dem Aufgebore seines ganzen Muthes laut herausgestoßen, erschrak aber jetzt nicht wenig, als die Gattin nach einer kleinen Pause sich gleichsam von der Erstarrung, die sie befallen, erholt hatte und nun in ein kurzes gellendes Lachen ausbrach.

„Nach Dohlenwinkel — in dein heimatliches Nest, in den Kreis deiner plebejischen Verwandten — unglaublich! Willst du dein Weib und deine armen Kinder morden — Barbar!“

„Gott behüte mich davor — es war ja bloß meine unmaßgebliche“ —

„Schweig!“

„Aber Trudchen, so höre mich doch an. Gerade weil ich an das traurige Loos der armen Kinder dachte, die ohne Vermögen, ohne Connexionen in der Welt stehen“ —

Die Hofrätthin schluchzte. „Ja, ohne Vermögen, ohne Connexionen,“ wiederholte sie, „verlassen von allen, sogar von dem eigenen Vater aufgeopfert und verrathen?“

„Nicht doch — nennst du das aufgeopfert, wenn ich bemüht bin, meinen Kindern das Geld des Erbonkels zuzuwenden!“

„Thörichter Wahn — du wärst jaft der Mann dazu.“

Das „Haupt der Familie“ ging stillschweigend über diese wenig schmeichelhafte Bemerkung hinweg und zur Sache über. „Warum sollte nicht ich oder meine Nachkommen dies Glück erringen. Einer muß das Vermögen doch erben und der Dunkel — oder besser gesagt mein Bruder — ist in voriger Woche 65 Jahre alt geworden!“

„Und du hast es natürlich nicht der Mühe werth gehalten, ihm in deinem und deiner Familie Namen zu diesem Geburtstag zu gratuliren — ein guter Anfang, um die Gunst des alten Herrn zu erringen.“

„O, das wäre der falsche Weg; er ist mißtrauisch und argwöhnisch im höchsten Grade und würde in jeder ihm erwiesenen Aufmerksamkeit eine Spekulation erblicken.“

„Ich weiß, ich weiß, du erzähltest mir schon davon, nichtsdestoweniger bemühen sich aber alle deine Verwandten in Dohlenwinkel um die Wette, den Erbonkel für sich zu gewinnen.“

„Gewiß, nachdem er einem jeden von uns das feierliche Versprechen gegeben: daß die Erbschaft weder zerstückelt werden, noch einem Fremden zufallen solle, ist ein sieberhafter Wettstreit unter den Familienmitgliedern entbrannt. Der Erbonkel soll im Sturme erobert werden. Früher hielten die Verwandten zusammen, um fremde Eindringlinge zurückzuseuchen; jetzt erblickt jeder in dem andern den Erbschleicher, und ich glaube fast, nur Bruder Eusebius, der alte Student, das bemooste Haupt, ist sich gleich geblieben und sieht nach wie vor der Komödie ruhig zu, ohne Wiene zu machen, eine Rolle darin zu spielen.“

„Zu letzterem scheinst du jetzt nicht übel Lust zu haben?“

„Was thut man nicht der Kinder wegen!“

„Nun, gottlob, zu diesem äußersten Mittel zu greifen, haben wir noch nicht nöthig. Noch besitzen wir die 2000 Thaler, welche ich dir zugebracht und vielleicht entschädigt uns das Schicksal auf andere Weise. Wenn wir trotz deiner kleinen Pension unsern Hausstand auf großem Fuße fortführen, müssen ja die Leute denken, daß wir gut situiert sind. Der Geheimrath, dein Freund, wird gegen eine Verbindung Theobalds mit unserer Adalgunde nichts einzuwenden haben, und ist nur erst das eine unserer armen Kinder versorgt, wird sich für die andern auch etwas finden. Das Glück Adalgundens liegt mir zunächst am Herzen.“

„Das Glück Adalgundens,“ wagte der Hofrath schüchtern einzuwenden — „bist du aber dessen auch gewiß, daß sie mit Theobald glücklich wird? Und wenn seine Familie es inne wird, daß sie kein Vermögen mitbekommt — kaum eine anständige Aussteuer — was wird dann geschehen, werden sie nicht argwöhnen, daß wir —“

„Nun, und der Erbonkel?“ fragte Frau Edeltrud scharf. „Hat Adalgunde nicht das gleiche Recht als Großnichte an dieser Erbschaft wie die übrigen dohlenwinkler Verwandten?“

„Allerdings — aber —“

„Kein Aber. Ich glaube, die Tochter des Freiiräulein von Redenstein und des Hofraths von Bartels hätte wohl ein größeres Anrecht auf Berücksichtigung wie die Söhne und Töchter eines — Tischlers; dies ist doch dein Bruder Johann unleugbar?!“

„Unleugbar,“ stammelte das kleine Männchen verlegen.

Damit war die „Diskussion“ geschlossen und seufzend, wie stets, ergab sich der Hofrath in sein Schicksal, d. h. in den Willen seiner Gattin.

Hatte er es doch so gehalten in all den Jahren seines reichbewegten Braut- und Ehestandes. Warum auch hatte der kleine, schüchterne Kanzlei-Sekretär die Blicke zu der Tochter seines damaligen Chefs, des Kanzlei-Raths von Redenstein erhoben? Vielleicht that er dies auch nur, weil es ja jedem Sterblichen gestattet ist, das Hohe, das Erhabene zu lieben, zu bewundern — heißt es doch im Liede schon:

„Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.“

Wenn nun Sebalbus die Wahrheit hätte bekennen müssen, so würde er es eingestanden haben, daß auch er im Grunde seines Herzens keine so verwegenen Wünsche gehegt und eigentlich Edeltrud von Redenstein nicht zum ehelichen Gemahl begehrt hatte. Auch ward ihm die Hand der blonden Raths-Tochter erst spät und mehr als eine Belohnung seiner treuen, ausdauernden Liebe bewilligt. Ja wohl ausdauernd, denn gleich Vater Jakob, bewunderte Sebalbus aus angemessener Entfernung 7 Jahre lang die Reize der Angebeteten. Ferner überdauerte seine Liebe diejenige all der jungen Lieutenants und kleinen Kammerherren, die je und je in dem Herzen der bereits stark majoremnen Edeltrud durch ein harmloses Wort, eine zarte Huldigung, Hoffnungen erweckt, die leider unerfüllt bleiben sollten. Das kleine schüchterne Männchen hätte eher eine Rüge oder einen Befehl aus dem Munde des strengen Chefs, als die Frage erwartet: „Sie lieben meine Tochter?“

Sebalbus war so gänzlich niedergeschmettert, daß er nur einige unzusammenhängende Worte stammelte, welche der Kanzleirath durch die Mahnung unterbrach, nur ja die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen.

Auf dieses an den Schluß der Eidesformel erinnernde Gebot, flüsterte denn der gänzlich zerknirschte Liebhaber etwas von „ehrfurchtsvoller Huldigung“ und „bewundernder Anbetung“. Das genügte dem besorgten Vater; ein Lächeln der Befriedigung umspielte seinen Mund und voll Würde verkündete er dem bestürzten Untergebenen sein Glück. Dabei wäre es ihm beinahe begegnet, daß er statt „zur Belohnung für Ihre langjährige süße Liebe und Treue“ gesagt hätte, „zur Belohnung für Ihre treuen, dem Staate geleisteten Dienste bewillige ich Ihnen die Hand meiner Tochter!“

Uebrigens hätte Sebalbus in seiner damaligen Stimmung sich auch darüber nicht gewundert; fühlte er es doch instinktiv, daß die Hand dieser Tochter schwer auf ihm liegen und im besten Falle ihn stets am Leitseil führen werde. Er kam sich der großen, stolzen Edeltrud gegenüber so völlig hilflos vor, daß er seinem künftigen Schwiegervater förmlich dankbar für seine in herablassender Weise gegebenen Bestimmungen und Rathschläge war.

Der kleine Sebalbus nahm später seinen Braut- und Ehestand hin wie ein unabweisbares Schicksal, während Schön-Edeltrud sich nur grollend in das Unermeßliche fügte und den geduldigen Lebensgefährten es schwer büßen ließ, daß er nur ein schlichtes Schreiberlein und kein sporentragendes Ideal ihrer Mädchenträume war.

Auch als aus dem Bartels ein Herr von Bartels und endlich sogar ein Hofrath von Bartels geworden, ja als das älteste Töchterlein besagten Hofraths bereits majorem war, stand der Papa immer noch unter Vormundschaft und zwar unter derjenigen Frau Edeltruds.

Und so war es geblieben. Wie alle Unterdrückten — ob ganze Völker, ob einzelne Individuen — kämpfte auch Sebalbus mit den Waffen der List gegen die ihm überlegene Gewalt, und die kleinen Siege, welche er dann und wann errang, bildeten die Lichtpunkte in seinem oft recht trüben Dasein.

So grübelte denn der kleine graue Mann auch jetzt, nachdem seine bessere Hälfte ihn verlassen, darüber nach: wie er „ungestrast“ ihre thörichten Pläne vereiteln und das Wenige — ein kleines Kapital — als Nothpennig retten könne, statt ruhig zuzusehen, wie es vergeudet werde im völlig nutzlosen Bemühen, der Wolfsburger Gesellschaft zu „imponiren“.

Der Zufall, oder richtiger gesagt, die Vorsicht eines besorgten Vaters, des Geheimraths Wegner, vereitelte zum großen Theil Frau Edeltruds Pläne. „Der Vater Theobalds“, wie Wegner in der Familie des Hofraths genannt ward, lehnte nämlich im letzten Augenblick, unter einem ziemlich nichtigen Vorwande, die Einladung zu der großen Gesellschaft bei Bartels ab, und da die trostlose Adalgunde an demselben Morgen auch alle, dem still Geliebten geliebtenen Voesiebücher in Goldschnitt, nebst einem kurzen höflichen Schreiben zurückgesandt erhielt, war es nur zu klar, daß der schlaue Geheimrath, wie Frau Edeltrud seufzend sagte, seine Position gegenüber der gefallenen Größe bereits genommen habe.

Die „gefallene Größe“, diesmal klüger und weitsichtiger als die westgewandte Gemahlin, ertug den Schlag verhältnißmäßig ruhig und vermochte wenigstens den anlangenden Gästen ein unbefangenes heiteres Gesicht zu zeigen, während Adalgunde's rothgeweinete Augen und die dräuende Zornesader auf Frau Edeltruds Stirn den Eingeweihten alles das erzählten, was die Gastgeber verschweigen und künstlich verhüllen wollten.

Die einzigen Resultate dieser großen „Schlangenfütterung“, wie der alte Kammerherr von Setten achselzuckend meinte, war, daß Adelhardt, der die eingesottenen Pfirsiche, welche für die Bowle bestimmt waren, fast ganz verlitigt hatte, 3 Tage lang über verdorbenen Magen klagte, daß Köschen in ihrem kurzen Mullkleidchen sich erkältet, daß zwei Teller und eine Schale des guten Porzellan-Service auf „unerklärliche Weise“ zerbrochen waren und Niemand, die treue Köchin, den Abschied erhielt, weil sie den Braten hatte anbrennen lassen und die Mehlspeise dafür noch „unausgebäckt“ auf die Tafel gebracht.

Das waren stürmische Tage vorher und nun erst nachher! In Küche und Speisekammer rumorte und zeterete Frau Edeltrud, und Adalgunde ging mit hängenden Loden und thränenfeuchten Augen, bleichen Antlitzes aus einem Zimmer in das andere, „wie der Geist meines gestorbenen Glückes“, sagte sie sich selbst, oder „wie Prinzessin Schleierauke in Kalki Storch“, meinte der naseweise kleine Adelhardt, der bereits die Leiden, welche ihm die geraubten Pfirsiche bereitet, sowie die dafür erhaltene Züchtigung verschmerzt hatte.

Herzenswunden heilen eben langsamer, diese Bemerkung konnte man an Adalgunde machen, nachdem für sie auch die letzte Hoffnung geschwunden war, den geliebten Jüngling dem väterlichen Einflusse zu entziehen. Theobald wich ihr aus, trotzdem sie eifrig eine Gelegenheit suchte, ihm zu zeigen, daß ihre Liebe groß genug sei, den kleinen Treubruch zu vergeben. Wahrscheinlich fürchtete dies der nicht allzu beherzte junge Mann und vermied deshalb mit bewundernswerther Geschicklichkeit ein Alleinsein. Als nun gar der Papa Geheimrath seinem „lieben Freunde Sebalbus“ sub rosa mittheilte, daß des Majors 17jähriges Lenchen und sein Theobald vermuthlich ein Paar werden würden — da schloß die tiefverletzte Adalgunde eine Allianz mit dem Vater, zum Zweck, die Hofrathin zu bewegen, Wolfsburg und die falschen, treulosen Freunde zu verlassen.

Es waren harte Kämpfe, welche die beiden Verbündeten zu bestehen hatten, und es fehlte nicht an sogenannten großen Szenen, welche durch Weinkämpfe und Migräne würdig abgeschlossen wurden.

Aber endlich fügte sich Frau Edeltrud und mit den Mienen und Gebarden einer entthronten Königin, verkündete sie im versammelten Familienrath den opfermuthigen Entschluß: der Residenz den Rücken zu kehren, um in Dohlenwinkel sich zu „begraben“. Die zweifache Hoffnung, den verloren gegangenen Seelenfrieden der Tochter und die Erbschaft des Onkels zu erlangen, begleitete die betrübte Familie in das gewählte Exil.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Samuel Gridley Howe.

Amerika hat keinen Menschen erzeugt, welcher größer und edler genannt werden dürfte, als der Obengenannte. Geboren in Boston am 10. November (dem Todestage Schiller's und Rob. Blum's) 1801, als der Sohn eines Paars, welches für die Sache der Vereinigten Staaten fast sein ganzes Vermögen geopfert hat, genoss er eine so gute Erziehung, als Neuengland sie damals gewähren konnte, durfte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und die Hochschule (Brown University) in Providence besuchen, auch sich zum Arzte ausbilden, wurde aber von der geistlichen Erziehungsweise daselbst mehr angewidert, als entwidelt, wie es mit allen großen Erziehungs-Reformatoren in ihrer Jugend der Fall gewesen ist. Er hatte die Anlage zum bahnbrechenden Naturforscher, besonders auf dem Gebiete der Menschenatur, und durchschaute die Hohlheit seiner Lehrer, denen er manchen unbarmherzigen, aber stets harmlosen Schabernack spielte. Bei seiner öffentlichen Begräbnißfeier berichteten seine Schulkameraden von ehemals, wie er einst das Reitpferd des Universitätspräsidenten in dessen Amtswohnung die Treppen hinauf bis unter das Dach gegängelt habe, ohne daß jemand außer den Eingeweihten eine Spur davon merkte; sowie, daß derselbe Präsident, dem Howe als berühmter Mann ein Menschenalter später einen Besuch machte, ihm zugerufen habe: „Rücken Sie mir nicht zu nahe mit Ihrem Stuhle; sonst fürchte ich, daß unter meinem Sitze ein Torpedo explodirt!“

Er gab, von Lord Byron's Beispiele begeistert, seine ärztliche Stellung in Boston auf (1824) und eilte den gegen die türkische Herrschaft aufgestandenen Griechen zu Hilfe, kam aber zu spät, um Byron noch am Leben zu finden, der bei Missolonghi gefallen war. Er kam in der verzweifeltsten Zeit dieses Freiheitskampfes an, hielt aber treu bei den Kämpfern aus, doppelte Anstrengungen duldbend, als Soldat und als Feldarzt, bis die griechische Sache siegreich war. Nur einmal auf kurze Zeit verließ er die Streiter, um nach den Neuenglandstaaten zurückzukehren, 50,000 Doll. für sie zu sammeln und diese in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Arzneien den Griechen zuzuführen, eine Unterstützung, welcher mehrere andere folgten, und durch welche viele Tausende der ganz verelendigten Griechen am Leben erhalten wurden. Nach dem Siege verweilte er gerade noch lange genug, um auf dem Isthmus von Korinth eine Ansiedlung der Witwen, Waisen, Hilfsbedürftigsten aller Art zu stiften und durch Beiträge aus Amerika auf gedeihlichen Weg zu bringen, welche ein 1828 von ihm geschriebenes Buch: „Geschichte der griechischen Revolution“ — noch heute das beste Werk darüber — ihm zur Verfügung stellte.

Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er von einem Freunde als geeignet erkannt, den Blindenunterricht, welcher in Frankreich und Deutschland mit Erfolg in's Leben gerufen worden war, nach den Vereinigten Staaten zu verpflanzen. Er kam zu dem Zwecke, diesen Unterricht zu studiren, nach Paris (1830), eben recht, um an dem Aufstande gegen Karl X. theilzunehmen. Lafayette, der ihn in den Reihen der Straßenkämpfer fand, sagte zu ihm: „Junger Mann, sparen Sie Sich für die Sache Ihres Vaterlandes auf — dies ist unsere Sache“. Mit seinem gewohnten Wankelmuth aber forderte er ihn auf, den so eben für ihre Befreiung vom russischen Joche aufgestandenen Polen Geldsummen zu überbringen, deren Sendung von den amerikanischen Gebern Lafayette aufgetragen worden, aber ihm mehrfach mißglückt war, weil die preussischen Heere an der polnischen Grenze eine dichte Postenreihe aufgestellt hatten. — Howe war ganz der Mann zu diesem schwierigen Unternehmen und führte es vollständig aus.

Von der polnischen Grenze nach Berlin zurückgekehrt, wollte er die Gelegenheit benutzen, das dortige Blinden-Institut kennen zu lernen, wurde aber noch in der Nacht seiner Ankunft im Gasthose verhaftet. Durch List gewann er soviel Zeit, um alle Papiere zu vernichten, welche andere Personen hätten in Gefahr bringen können, sowie die übrigen in der Höhlung einer Büste des Königs von Preußen zu verstecken, wo sie auch später von einem seiner Freunde unentdeckt vorgefunden und ihm zurückgestellt wurden. Er selbst aber mußte in die Hausvogtei wandern und dort 56 Tage lang unter Verbrechern und andern Unglücklichen zubringen, wenn er nicht von den

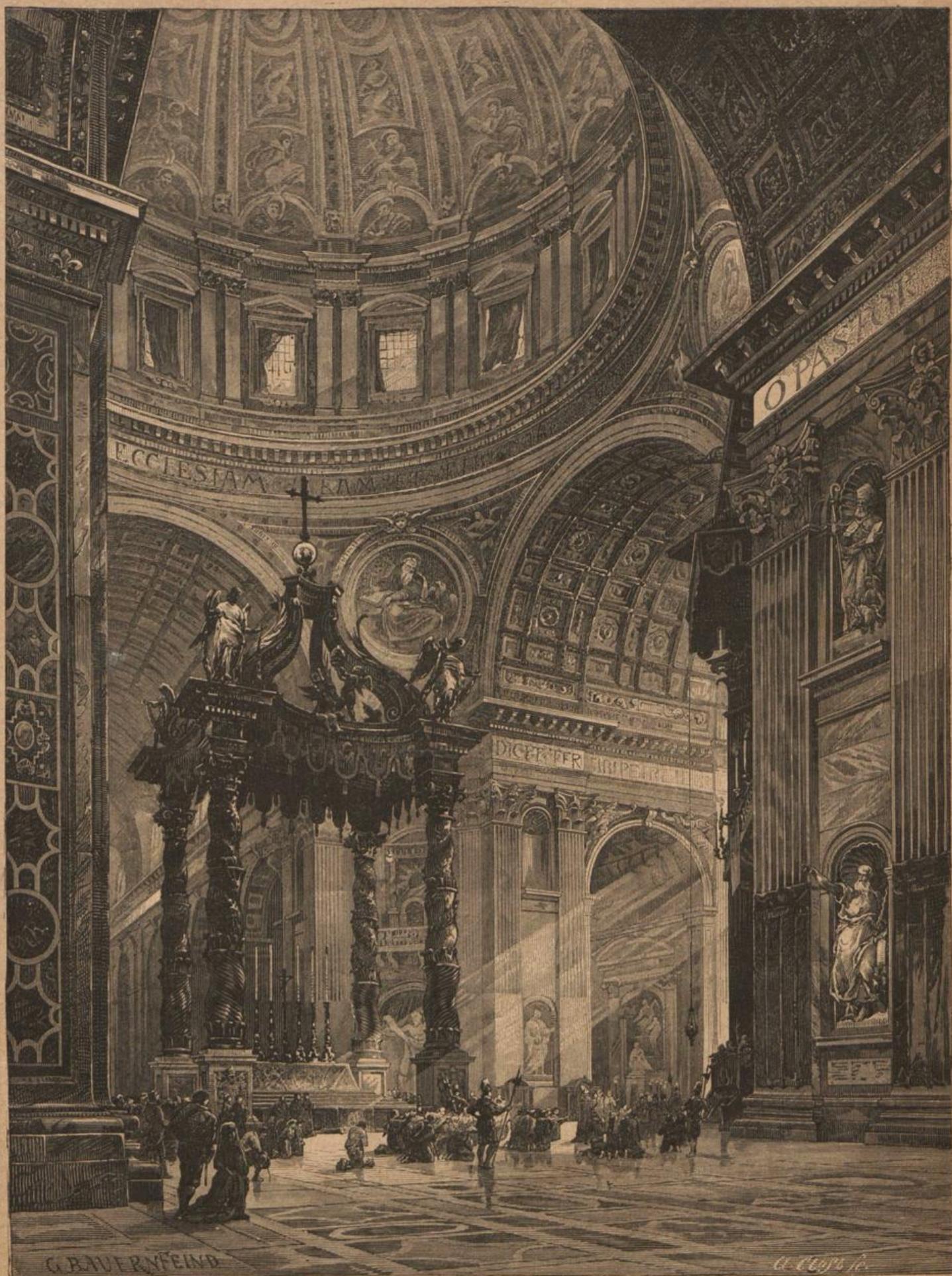


S. G. Howe. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

Untersuchungsrichtern gequält wurde. Was die Hausvogtei damals war, kann man aus dem schließen, was sie noch ist. Hier reifte in ihm der Vorsatz, lebenslang für Gefängnißreform zu wirken.

Wie lange man ihn festgehalten haben würde, hätte nicht Albert Brisbane, der bekannte Sozialist, mit schwerer Mühe seinen Aufenthalt entdeckt und durch den amerikanischen Gesandten Rives seine Befreiung erwirkt — das ist schwer zu sagen. Man schaffte ihn, zwischen zwei Gensdarmen sitzend, auf dem Schub über die französische Grenze, nachdem man dem Gesandten gegenüber mehrfach seine Gefangenschaft in Abrede gestellt hatte. Im Nachlaß des Verstorbenen befindet sich noch ein Handschreiben des Königs von Preußen, welches dieser viele Jahre nachher dem berühmt gewordenen Howe als Entschuldigung und Anerkennung gesendet hat.

(Schluß folgt.)



Das Innere der Peterskirche in Rom. (Seite 11.)

Ein Gedankenflug durch die Weltgeschichte.

Buckle behauptet in seiner „Geschichte der Civilisation“, daß die Menschen in Bezug auf ihre sittlichen Gefühle zu allen Zeiten gleich gewesen sind. Die Veränderungen, welche in der moralischen Welt vor sich gehen, seien nur abhängig von der Veränderung in der theoretischen Erkenntnis. Ohne den kommenden Geschlechtern nahe treten zu wollen, die, auf unseren Schultern stehend, viel weiter wie wir sehen werden, lenken wir unsere Blicke in die Vergangenheit, um die gedankenlose Phrase von der „guten, alten“ Zeit vom sozialdemokratischen Standpunkt zu beleuchten. Bei der Menschheit der Urzeit, die zwar auch schon das oberste Glied der Wesenkette repräsentirte, aber wider deren Existenz eine gewaltige leblose und belebte Natur feindlich anstürmte, können wir unmöglich das goldene Zeitalter vermuthen. Im günstigsten Falle erreichte ihr Intellekt das Niveau unserer hünenhaften Patagonier, deren ganze Lebensthätigkeit lediglich aus Ernährung und Fortpflanzung besteht. Es gibt zwar auch noch in der guten Gesellschaft von heute Patagonier, aber sie gehören doch zu den Ausnahmen.

Wie im Sonnenglanz zuerst die höchsten Gipfel erglänzen, so erscheint auch das erste Morgengrauen der Intelligenz um die höchste Bodenschwellung unseres Planeten, den Himalaya. Diesseits wie jenseits der granitnen Riesenscheit der menschlichen Kultur erzählen uns Mongolen und Arier ziemlich übereinstimmend die Schöpfungslegende, den Sündenfall und die Fluth. Selbst die entfernt wohnende Völkerfamilie der Semiten (Hebräer, Aegyptier, Assyrer) hat aus den indischen Vedas, dem Urquell aller Tradition, geschöpft, denn die Bibelfiguren Adam, Eva, Abraham und der Messias haben eine unleugbare Aehnlichkeit mit den sanskritischen Adima, Heva, Adigarta und dem von der Jungfrau Devanaki 3500 Jahre vor unserer Aera geborenen Krishna. Die Mythen gleichen den Wolkengebilden, eine Gestalt geht in die andere über und bleibend ist nichts als die dichtende Volkspheantasie und das wache Auge der Kritik. Was uns die Bibel, dieses internationale Mosaikepos, über die sozialen Verhältnisse berichtet, klingt nicht sehr erbaulich. Damals, wie heute, vergaßen diejenigen, die im Genuße der Früchte waren, die Hand, welche sie ihnen gebaut.

Die ägyptische und assyrische Volksbedrückung mit ihrer herrschsüchtigen Hierarchie hat unseren „Kulturstaaten“ zum Modell gedient. England ist ein Bürstenabzug der gewissenlosen Krämerpolitik von Tyrus und Sidon, die Türkei eine Copie der despotischen Eunuchenwirtschaft von Kerges und Darius. Im günstigsten Falle sehen wir glänzende Spitzen auf dunklem Untergrund von unglaublicher Kohheit.

Gehen wir weiter nach der Brutstätte der Gedankenkeime der Zukunft, dem sonnigen Hellas und dem heiteren Jonien.

Plato's Musterstaat blieb auch hier, und glücklicherweise sagen wir, ein Utopien, denn Homers streitlustige Helden waren trotz ihrer olympischen Vormundschaft nichts weniger als nachahmungswürdige Menschen. Hätte ihnen der blinde Dichter den Kranz der Unsterblichkeit nicht um die Schläfe gewunden — ihre Thatenspur wäre längst vom Zeitenstrom verwischt.

Gleich wie die Blätter im Wald sind die Geschlechter der Menschen; Blätter verweht zur Erde der Wind, dann andere wieder treibt der knospende Wald, wenn neu auslebet der Frühling.

So der Menschen Geschlechter, dies wächst und jenes verschwindet.

Die veredelten Nachkommen der ungeschlagenen Trojastürmer, die Zeitgenossen des Perikles, hätten beinahe das Recht, ihr Zeitalter das „goldene“ zu nennen, wenn — also wieder ein „wenn“. Es herrschte die befriedete Ruhe nach dem Streit, der gesicherte Bestand und die Zuversicht auf seine Dauer; auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens entstanden unvergängliche, noch heute nicht erreichte Schöpfungen, und doch fällt in diese Glanzwelt des Hellenenthums mit ihrem Ideal des „allsiegend Schönen“ ein häßlicher Schatten von schwerbelasteten Karvathenschultern, welche den herrlichen Bau trugen — die Sklaverei. Der Schild des Gesetzes, der Trost der Künste, die Leuchte der Wissenschaft existirten nur für einen kleinen Bruchtheil des Volkes — ganz wie bei uns!

Die an Zahl zehnfach überlegene Menschenheerde der kräftigen und gelehrigen Sklaven wurde prinzipiell und systematisch in Unwissenheit gehalten, denn sie waren schon im Mutterleib ihres Gebieters rechtloses Eigenthum.

Betrachten wir einmal die Lage der Dinge in Rom.

Wie in unseren Tagen Californien, das Eldorado aller Galgenvögel, hat sich Rom aus einem Buschleppereschlupfwinkel zu einem Ackerbaustaat mit streng moralischen Institutionen ausgestaltet. Die Entehrung der Lucretia wühlte einen Sturm der Entrüstung auf, der das Königthum aus dem Lande segte. Mit dem Jahre 269 vor Christo (vollständige Niederwerfung Italiens und Einführung des Silbergeldes) begann der Hochmuth und die Habgier die Grundvesten Roms zu erschüttern. Der Knecht, der bisher mit seinem Herrn aus einer Schüssel gegessen, wurde nach und nach zum Sklaven erniedrigt, und als sich der Herr nach den punischen Kriegen durch Belehnung mit dem *ager publicus* zum „Großgrundbesitzer“ emporhob, ließ er den Sklaven, der sich auf seine Menschenrechte berief, halbtodtgepeitscht an's Kreuz nageln. Die von importirten Sklaven bewirthschafteten Latifundien der Patrizier ruinirten den Plebejer, den kleinen Grundbesitzer, und zwangen ihn nach Rom zu ziehen, wo er, das Proletariat vermehrend, vom Verkauf seiner Wahlstimme lebte. Die Schwindsucht der Republik begann. Die dadurch herbeigeführte Corruption der Comitien (höchste Instanz der Volksversammlung), wo nicht der Einzelne der Partei, sondern die Partei dem Einzelnen diente, veranlaßte die Reihe furchtbarer Revolutionen, welche mit der Vernichtung der Freiheit abschloß. Nur das Genie eines Julius Caesar konnte das Niesenreich, das sich über drei Welttheile erstreckte, in der alten engen Form der römischen Republik zusammenhalten. Sein glücklicher Nefse Augustus hat die absolute Monarchie vorbereitet und dessen Erbe Tiberius sie eingeführt, aber jedes Volk hat diejenige Regierungsform, die es verdient, denn wo es keine Sklaven gibt, gibt es auch keine Tyrannen. Die Laster und Verbrechen der wahnwichtigen Gott-Thiere, der Pestbeulen des kranken Weltreiches, die der Fluch der Menschheit Caligula und Nero nennt, wurzeln in der fast göttergleichen Gewalt, die ihnen das verkommene römische Volk zugestanden hatte. Als die freche Buhlerin am Tiber dem Wahnsinn auf dem Imperatorenthrone am hellsten zuzubeste, traten zwei Präbidenten auf, welche die Lotteriwirtschaft noch bei Lebzeiten des Besitzers erben wollten, das Christenthum mit der ewigen Wahrheit der sittlichen Idee und das Germanenthum mit der sich stets verjüngenden Kraft seiner Waldvölker. Beide Faktoren, mit denen die Welt noch heute rechnen muß, waren vom Schicksal ausersehen, der getnebelten Menschheit Luft zu machen. Das Urchristenthum, auf Gütergemeinschaft basirt, ist die Quintessenz der Nächstenliebe, aber mit dem Eindringen des hierarchischen Elementes, das mit seinem Wesen weder identisch noch verträglich ist, verfehlte es seine Mission.

Alles muß wechseln und muß einst enden,
Das Große erhebt sich und erliegt,
Selbst ein Glaube muß so sich wenden,
Er duldet, verfolgt — und unterliegt!

Und die Germanen? — Vom Kaukasus zum atlantischen Meer wälzte sich ein allgemeines Getümmel siegender und fliehender Geschlechter, Reiche erstanden und verfielen wieder, halbnackte Wilde, Marich mit den blonden Gothen, Attila mit den schwarzen Hunnen, lästern nach Romas Gold und Schwelgereien — Mönche mit dem Kreuz in der Wildniß, die letzten Veteranen der römischen Legionen, eintägige Kaiser zwischen Weibern und Verschnittenen vor der rohen Größe barbarischer Helden zitternd! Um's Leben bettelnd ging Rom, zerrüttet von seinen Verbrechen, im Gedränge einer empörten Welt unter. Der stürzende Riesenbaum erschlug die germanische Freiheit, denn die Sieger, die in ihren Wäldern keinen Rangunterschied kannten, wußten nichts Eiligeres zu thun, als den römischen Weltkaisergedanken zum Unheil der deutschen Entwicklung aufzugeißen.

Die Spätfrucht der griechisch-römischen Kultur, die überraschend schnell an den Ufern des Rheins und der Donau gedieh, hat die Fluth der Völkerwanderung derart überschwemmt, daß wir vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert neben Ulfila, dem gotthischen Bibelübersetzer, kaum drei Männer kennen, die selbstständig zu denken wußten. Die Einwohnerzahl Roms sank von 3 Millionen weltgebietender Bürger auf 15,000 Hirten und Strolche.

Aus dem furchtamen Kücklein Christus pauper, dem Bischof von Rom, wurde in aller Stille ein streitbarer Hahn, dessen Führerrolle im vierten Jahrhundert so einträglich geworden war, daß 160 Menschen bei der Papstwahl zwischen Ursinus und

Damaskus fielen. Von dieser Zeit bis 1870, dem Gnadenjahr der Unfehlbarkeit, verursachte dieser Pfahl im Menschenfleisch einen ununterbrochenen Krankheitszustand. Ein dem deutlichen Volke mißgünstiger Stern stand über der Stunde, in welcher der fromme Karl, von Größenwahn, wie vor ihm der makedonische Alexander und nach ihm der korsische Napoleon, besessen, die Tradition des fluchbeladenen römischen Imperiums dem Deutschtum aufspröpte.

Die spärlichen Bildungsmittel der schwachen Zeit, in welcher ein Canossa möglich war, befanden sich ausschließlich im Besitze der Kirche und wurden nur zur Verherrlichung des römischen Tiarasträgers verwendet, aber die Demokratinnen Natur sorgt immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Organismus der Massen ist gerade so, wie der der einzelnen Menschen, Fieberanfällen ausgefetzt, die gebieterisch Luftveränderung erheischen. Ein solches Generalfieber veranlaßte die Kreuzzüge, welche die Kirche sofort als Pump-, Trieb- und Saugwerke zu ihrer Bereicherung benutzte, wobei sie aber trotz momentanem Nutzen doch schließlich zu Schaden kam. Tausende von Adelsgeschlechtern wurden in das Morgenland getrieben, nachdem man sich wohl versichert hatte, daß die Güter der nimmer Wiederkehrenden der Kirche zufielen. Eine traurige, maßlos traurige Pöffe begann auf der „christlichen“ Weltbühne — der Reliquenschwindel. Was die „freiwillig armen“ Vertreter der Kirche noch nicht in ihren Klauen hatten, das wurde den Lebenden für wertlose Knochen aus Rom's Katakomben abgejagt und den Sterbenden so lange der Höllenpfehl mit den grellsten Farben vorgemalt, bis sie zu Gunsten der Pfaffen testirten, und thaten sie es nicht, so wurden die Testamente gefälscht, denn Lesen und Schreiben war das unangefochtene Monopol der Kirche. Doch plötzlich drohte der „Kirche“ der Feind von Osten, wo sie ihn am allerwenigsten vermuthete. Die Bagefahrt nach Jerusalem drückte dem Laien nicht nur das Schwert, sondern auch die Feiler in die Hand und erweiterte seinen geistigen Horizont. Das öffentliche Leben erhielt durch die Kenntniß neuer Länder phantastische Anregung, mit deren glanzvollen Bildern ein erfrischender Hauch bis in die untersten Schichten des geknechteten Volkes drang, aus dessen Mitte die zwei größten Dichter der hohenstaufner Literatur-epoche, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, erstanden. Der Minnesang wurde zwar von vielen „Hochgeborenen“ geübt, aber das „niedriggeborene“ Doppelgestirn vermochte keiner zu verdunkeln.

Der städteverwüstende Kampf der Welfen und Waiblinger rief den dritten Stand in's Leben, indem er die Hanse und den schwäbischen Städtebund zwang, gegen die Kirche und den Adel Front zu machen. Auch der Wissenschaft wurde nachgerade die Frontzelle zu dunn, und das Morgenroth der Renaissance begann. Und das Volk? Je nun, es befand sich den Verhältnissen angemessen. Alle fünf Quadratmeilen sorgte für seine Wohlfahrt ein reichsunmittelbarer Landesvater, gesegnet mit legitimem und illegitimem Nachwuchs, umgeben von einem Troß in seine Farben gekleideter Faulenzger; die Felsen bestiebt mit den Wespennestern der wegelagernden Vorfahren unseres heutigen Adels, die zwar nicht zu lesen und schreiben, aber desto mehr zu rauben und zu saufen verstanden. Gab es auf der Landstraße nichts zu holen, so schlugen sie sich gegenseitig zum Zeitvertreib die Schädel ein. Dieses Privatvergnügen nannte man das Faustrecht. Die lauschigen, besonders schönen Plätze des Landes zierte überall ein Kloster, die Benediktiner immer hübsch am Hügel, die Cisterzienser im Thal; die andern weißen, braunen und schwarzen Kutten-träger und Trägerinnen, wie es ihr Nutzen oder Geschmack erheischte, aber alle weich gebettet und von gekrönten und ungekrönten alten Weibern männlichen und weiblichen Geschlechtes mit fetten Benefizien an Land und Leuten reich dotirt; und alle diese geweihten und ungeweihten Bäuche füllte die schwielenharte Hand des leibeigenen Bauers, dem das „Jus primae noctis“*) auch noch die Bürde der Aufzuehung von Kindern eines anderen Vaters auferlegte. Dazu von zehn zu zehn Jahren Pest und Hungersnoth — das reichbesetzte Maß des Lebens war nur für die freigeborenen Schlemmer aufgetragen, während die Hoffnung auf ein „besseres Jenseits“ das jahrhundertlange Hungertuch der Hörigkeit webte. Doch das volle Maß macht oft ein Tropfen überfließen, und dieser Tropfen war die Thräne der Schweizer

Sirten. Die Grausamkeit ihrer Vögte riß den Geduldsfaden entzwei und die Feudalherrschaft in's Verderben.

In Deutschland wurden zwar ähnliche Versuche blutig im Keime unterdrückt, flackerten aber in den Bauern- und Hussitenkriegen immer wieder auf. Damit es den aufblühenden Städten nicht an Zerstreuung fehle, rausteten sich die Fürsten mit den Patriziern und der Rath mit den Bischöfen herum.

So wären wir glücklich bei dem „goldenen“ Zeitalter des Krieges aller gegen alle angekommen. Nur in einem Punkte waren alle Parteien einig, in der Plünderung der Juden.

So sah es am Ausgange des Mittelalters aus; doch plötzlich leuchtete durch die blutigen Wolken der helle Schimmer eines Dreigestirns. Gutenberg's Buchdruckerkunst beflügelte die Gedanken und entriß den Priesterhänden des Wissens Waffe, um sie zum Gemeingut des Volkes zu machen. Das Donnerpulver des Barthold Schwarz vertilgte des Faustrechts Schergen im eigenen Nest; aber beide übertrifft der neueren Geschichte idealste That, die in der Reformation zu Tage tretende Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl. Luther's Bibelübersetzung reißt sich der Wirkung nach an Dante und Homer. Trotz aller Kurpfuschereien war sein gesundes Werk nicht zum Umbringen, die abtrünnigen Schäflein blieben für Rom verloren und kehrten trotz aller Lockung nie mehr freiwillig in den „alleinseligmachenden“ Pferch. Der schamlos hausirende Ablasstrom und die sittliche Versunkenheit der Klöster bestimmten selbst die Jagdsten zum Ausharren. Auch die sozialen und geistigen Verhältnisse haben mittlerweile große Veränderungen erfahren. Das öffentliche Leben wurde durch das emporstrebende Bürgerthum mit reicherem Inhalt in gröberen Formen gefüllt, und die Handelsemporien Straßburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Leipzig haben längst an Pracht und Reichthum die Pfalzen der Residenten überflügelt. Das sind die ersten Keime des vierten Standes.

Als das Minnelied verstummte, ging die Kunst des Gesanges auf die Bürgererschaft über, aber diese drückte der lyrischen Dichtung einen trockenen, lehrhaften Charakter in verkünstelten Formen auf. Dafür fand das Volkslied wegen seiner Ursprünglichkeit und Frische bei den niederen Klassen der Bevölkerung liebevolle Pflege.

Zwischen Blumen des Waldes hin rieselt der Brunnen des Volkslieds, Dort in's verjüngende Bad taucht sich die Muse bei Nacht.

Die Entdeckung Amerika's machte die staunende Welt auf den so lange unbenutzten Schatz der griechischen Naturkenntnisse aufmerksam und war so der Impuls ihrer erneuerten Pflege. Die Wissenschaft, auf freie Forschung gestützt, bahnte der Freiheit eine Gasse.

Da senkte sich unvermuthet auf ihre Ausaat ein giftiger Mehlthau — die Jesuiten.

Die lebensklugen Rekruten der Ecclesia militans boten sich den Päpsten als Spione an, um bald Schlachtenlenker zu werden. Sie wußten sich in alles, selbst in die Launen der Weiber, zu schicken und regierten durch die Schwächen der Männer die Welt. Indem sie jedermann den Abschied von der Wahrheit zu erleichtern wußten, hatten sie im Handumdrehen eine Gegenreformation eingefädelt, und als diese zu stoben begann, legten sie Europa in den dreißigjährigen Krieg. Der weisfällische Friede nöthigte dem deutschen Michel ein so enges Camisol auf, daß er schier zu ersticken drohte. Glücklicherweise war Michel dauerhafter wie das Camisol, er rechte und streckte sich so lange, bis die Nähte platzten, und gebieh nach wie vor, während seine Nachbarn nach der blutigen Durchführung der „Glaubenseinheit“ von den Folgen des „katholischen“ Faulfiebers heimgesucht wurden. Mit dem „römisch-deutschen“ Kaiserthum ging es immer noch bergab, nichts konnte seine matten Pulsschläge beschleunigen. Die gepuderten und bezopften Quart-, Oktav- und Duodezfürsten hatten nur das Wohl und Wehe ihrer „speziellen Vaterländer“ im Auge. Dadurch kam zwar Berlin, Dresden, München, Hannover, Weimar u. s. w. auf's hohe Ross, aber Frau Germania auf den Hund. Bevor Rudelsingen sein Kontingent, bestehend aus einem Sattel, und Schleißberg den dazu gehörigen Reiter stellte, „nahm“ Frankreich das Elsaß und äscherte die Pfalz ein. Die deutschen Fürsten beeilten sich, die Maitressenwirtschaft des „großen“ Ludwig zu kopiren, und um dieses kostbare Plaisir bestreiten zu können, ließen sie weder die Steuerfchraube arbeiten und verkaufsten noch nebenbei ihre lieben Landesfinder in die Fremde an die meistbietende Schlachtkant.

Da traten zwei „konfessionslose“ Apostel auf, der preussische

*) Das Recht der ersten Nacht, wonach das Mädchen aus dem Leibeigenenstande vor ihrem Eintritt in den Ehestand zuvörderst dem „Herrn“ gehörte.

Fritz und der österreichische Joseph, mit unfeugbar guten Absichten, aber ihr Evangelium hatte ein Loch. Verknebelt überlieferten sie für einen Judaslohn, der ihnen schlechte Zinsen getragen, die arme Polonia, die zwar stark nach Alkohol duftete, aber sonst eine gute Mutter war, mit ihren wehrlosen Kindern der russischen Knete. Wenn nur ihre Nachfolger dabei nicht bereuen müßten, das einzige Bollwerk gegen den Panславismus niedergeworfen zu haben. Das Schicksal schien den Fehler gut machen zu wollen, indem es auf der andern Seite des Planeten einen neuen Staat entstehen ließ, der sein Sternbanner schügend über den Menschenrechten entfaltetete.

Es war hohe Zeit, eine Arche für die Menschenrechte zu bauen, denn die „Herren“ Europa's wirtschafteten in sicherer Erwartung der Sintfluth: und sie kam, die blutige Woge, machte tabula rasa von den Pyrenäen bis zu den Ardennen und legte sogar in Deutschland die „Grundherrlichkeit“ weg. Das wuthentbrannte Volk klopfte die Herrlichen aus, daß der Staub in ganz Europa herumflog und ließ den sechszehnten Ludwig für die andern fünfzehn büßen. Ein Sturm von Ideen, Befürchtungen und Hoffnungen raste über Europa hin.

Die germanische Volksseele des achtzehnten Jahrhunderts besand sich noch im theoretischen Stadium der Politik. Ueberall scheint die gleiche Sonne, doch nirgends ist die gleiche Stunde.

Dieselbe Blut, die in Frankreich die Thaten Robespierre's, Danton's und Marat's zeitigte, gebar in Deutschland den Genius des unsterblichen Wortes, in Lessing, Herder, Schiller und Goethe.

Dem blutgedüngten Volksboden Frankreichs entsproß ein Genie, das die Herren „von Gottes Gnaden“ zittern machte. Schade, daß Napoleon Bonaparte als Brutus begann und als

Dschingischan endete. Aber er hätte ein Gott sein müssen, um nicht dem Größenwahn zu verfallen. Trotz seiner Säbelwirthschaft zieht sich ein demokratischer Faden durch sein Regierungsgewebe. Kaum war der „kleine Corporal“ an den Fels von St. Helena geschmiedet, so brach, trotz der Monarchenversprechungen, die schwarze Nacht der Reaction über Europa herein, von deren Schrecken uns erst die Morgenröthe des Jahres 1848 befreite. Die italienischen Kämpfe, die schleswig-holsteinische Campagne und der 1866er „Bruderzwist“ haben gar manche Hoffnungsblüthe des Völkerfrühlings niedergekniet und die Klärung des Gährungsprozesses aufgehalten, aber ein Einlenken in die ausgefahrenen Geleise der Reaction doch nicht ermöglicht. „Der Krieg ist der ärgste Feind der Freiheit“, sagt Robespierre. Das bestimmte auch die Minorität des französischen „gesetzgebenden Körpers“ im Jahre 1870 gegen den Krieg mit Deutschland zu stimmen, aber der „kleine Kesse“ des „großen Dufels“ brauchte dieses Artanum, um sein ohnmächtig gewordenes Prestige in's Leben zurückzurufen. Seitdem Frau Germania mit deutscher Gründlichkeit die französische Garderobe ausgeklopft und den langverwaigten Kaiserthron mit einem Hohenzoller besetzt hat, haben wir die neueste Aera zu verzeichnen.

Um einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, stürzte der morsche Petristuhl in die Kumpfkammer. Alles menschliche Beginnen ist eitel Stückwerk, und so fehlt dem deutschen Imperium „ohne päpstliche Gnaben“, trotz Bismarck, noch „einiges“ zu einem Musterstaat, aber es ist vor der Hand der beste Mörtel, der die deutschen Bausteine zusammenhält; hat es aber die soziale Frage gelöst? — Nein! Und an dieser, freilich im Kaiserthum unvermeidlichen Unterlassungssünde muß es untergehen gleich seinen Vorgängern!

Mag Strauß.

„Was — ein Gedicht? in dieser Eisenzeit?“

Geh heim Poet, und spare Deine Predigt!
Uns ein Gedicht! Du bist nicht recht geschickt!
Und damit meint ihr, sei „der Fall“ erledigt?
Ich aber meine, sehr sei es auch Noth,
Auf das, was euch der Dichter sagt, zu hören —
Mag er auch euch, besonders wenn er „roth“,
In der Verdauung höchst verdrießlich stören.

Ihr habt noch stets als hellen Unverstand
Verlacht die milde Weisheit des Poeten,
Ihr schlugt Alarm zu trotz'gem Widerstand,
Ist sie geharnischt auf euch zugetreten;
Und dennoch hat auf losen Sand gebaut
— Und häßt' er alle Wissenschaft gepachtet —
Wem vor dem klaren Dichtergegenstand,
Das ernst und preisend seinen Bau betrachtet.

Und euer Bau — ob er gen Himmel strebt —
Wie mögt ihr ihn euch zu vertrauen wagen?
Und wenn ihr auch die Risse jezt verklebt —
In einer Sturmnacht wird er einst zerfallen.
Hört ihr es nicht, wie im Gebälk es nagt
Von tausend kleinen ruhelosen Zähnen
Und habt ihr nie bekommen euch gefragt,
Ob fest der Mörtel auch von Blut und Thränen?

Ihr zuckt die Achseln und ihr lachelt lähl:
„Mein Gott, wie kurios ist so ein Dichter!“
Wärt ihr bei Sinnen, würd' euch bang und
schwül —
Wir stellen einst für euren „Fall“ die Richter,
Wie wir zur Zeit den mahnend lauten Ruf
Tiefenister Klage wider euch erheben,
Mögt ihr ihn auch durch eurer Rasse Huf
Und Räderrollen zu ersticken streben.

Wie seid ihr thöricht! Glaubt, wir meinens gut,
Sogar mit euch, die ihr uns stets verachtet —
Der Dichter Gilde hat nach heißem Blut,
Nach Leichenhaufen nie und nie getrachtet.
Wir sind die Leichen hoch im klaren Bau
Und nicht der Wahlstatt nimmerstatte haben —
Man soll euch nicht aus dem gefallen Bau
Und seinem Schutt zerstückten Hauptes graben.

Wärt ihr so klug als ihr verblendet seid,
Ihr dachtet nicht ans Schießen und ans Hauen,
Ihr könnt zu uns und schwür't den höchsten Eid,
Euch unsrer Führung blindlings zu vertrauen;
Wir sehn und hören mehr, als ihr nur ahnt —
Für uns ist Rede was für euch ein Stammeln
Und deutlich sehn wir einen Weg gehant,
Wo nackte Felsen euch den Paß verammeln.

Wo euer Ohr kein Flüsterlaut erreicht,
Da hören wir ein Klingen und ein Klauschen;
Vertraut auf uns — es ist für uns so leicht,
Des Volkes Herzschlag nächtllich zu belauschen.
Das Eijenthor, vor dem ihr ab euch müht —
Ein Wink von uns, es wird sich rasch entriegeln,
Wir lesen täglich in des Volks Gemüth
Das euch ein fremdes Buch mit sieben Siegeln!

Und glaubt uns nur — was in dem Buche steht,
Entspricht gar wenig euren Fieberträumen;
Aus dieses Buches alten Blättern weht
Ein süßes Dufte wie von Lindenbäumen;
Wohl klagt und weint in ihm ein schwerer Gram
Und wer's gelesen wird an Mitleid krankem,
Doch stiege heiß euch ins Gesicht die Scham,
Denn frei von Neid und Haß sind die Gedanken.

Man hat euch bange vor dem Volk gemacht —
Zu wilder Drohung ward euch drum sein Trauern,
In seiner Seele soll, bedeckt von Nacht,
Der Drache thierischer Gefüße lauern,
Und springt er auf, so schlägt der Schuppen-
schweif —
Die Arbeit der Jahrhunderte zu Trümmern
Und unter Mehlthau wird und nächt'gem Reif
Die zarte Blüthe edler Kunst verklümmern.

Nicht wahr, ihr Herr'n, so redet man euch vor,
So hat beharrlich man euch vorgelogen?
Und immer war der Dichter euch ein Thor,
Vor dessen Hauch der wüste Spul zerflogen?
Es hat in euch zum Dogma sich versteint
Das harte Wort der Superflugen, Kalten:
„Das Volk, mein Sohn, ist unser ew'ger Feind
Und mit Gewalt muß man es niederhalten!“

Ich aber sage: „Laßt den düstern Bahn;
Das Volk ist gut. Versucht gerecht zu werden —
Mehr will es nicht — dann ebnet sich die Bahn
Und Friede wird für alle Zeit auf Erden.
Ihr müht euch, seht, ob das Trauerspiel
Auch ferner herrsche auf der Erde Bühne,
Wis über euch der schwere Vorhang fiel —
Und wählet müßt ihr zwischen Sturz und Säuhne.“

In Eintracht kann die Wandlung wohl geschehn,
Und leicht und schön und ohne Krampf und Zuden;
Auf alle Fälle wird sie vor sich gehn —
Man wird sich ewig vor der Nacht nicht duden.
So oder so! Es bleibt nicht wie es ist,
Ist auch nicht rathsam, auf die Nacht zu pochen!
Es hat so Mancher in verwandtem Zwist
Den kindschen Wahn bezahlt mit Kopf und Knochen.

Schlagt nicht die Warnung spöttlich in den Wind!
Treibt's nicht dazu, daß sich das Volk erhebe!
Von seinen Armen streift das Riesenkind
Die Eisenfessel ab wie Spinnweben.
Es strafft die Muskeln und mit einem Schrei,
Der auch des Nachts emporschreckt aus den Betten,
Und klirrend springt wie sprödes Glas entzwei
Die schwerste, bestgeschmiedete der Ketten.

Bedenkt es wohl — so rasch vertinnt der Sand!
Verspottet nicht den Träumer, den Poeten!
Das „Mene tekel!“ ist an eure Wand
In Flammenzügen deutlich schon getreten.
Wenn nicht an euch, an eure Kinder denkt,
An eure Enkel und an ihre Kleinen,
Damit sie nicht dereinst in Leid verjett,
Der Aelterväter starren Troß beweinen.“

Ob ihr's bedenkt? Zu hoffen wag' ich's nicht.
Wohl hören wir das ew'ge Schicksal schreiten
Und sehn das Kommende im klarem Licht,
Doch unser Ruf verhallt in öden Weiten.
Das Wahr und Falsch sind wunderbar vertauscht;
Als blind verhöhnt den Sehenden der Blinde
Und wie das Laub, das weht vom Baume rauscht,
Verweht auch dieses arme Lied im Winde!

Leonhard Helm.

Der kleine Spion.

Aus den „Contes du Lundi“ von Alphonse Daudet mit Einwilligung des Verfassers für die „Neue Welt“ übersetzt
von Rudolf Lavant.

Er hieß Stenne, der kleine Stenne.

Als echtes Pariser Kind war er mager und blaß und konnte eben so gut zehn als fünfzehn Jahre alt sein — bei diesen kleinen, stinken, ruheloßen Knaben ist das Alter kaum abzuschätzen. Seine Mutter war tot; sein Vater, ein alter Marinesoldat, war als Wächter eines Square im Quartier du Temple angestellt. Die kleinen Kinder, die Gouvernanten und Kinder mädchen, die alten Damen in Rollstühlen, die armen Mütter, die ihre Kinder selbst ausführen müssen — diese ganze Welt für sich, welche nur kleine Schrittlinien macht und sich vor dem Rollen der Wagenräder und den Staubwolken in diese von Trottoirs eingefassten tiefer gelegenen Rajen- und Gebüsch-Däsen flüchtet, sie kannte den alten Papa Stenne und liebte ihn. Man wußte ja, daß sich unter diesem martialischen Schnurrbart, der den Hund und den auf den Bänken sich sonnenden Bummelern einen so heillosen Schreck einjagte, ein freundliches, gerührtes, fast mütterliches Lächeln verbarg, und daß man, um dieses Lächeln zu Tage zu bringen, an den guten Alten nur die Frage zu richten brauchte:

„Wie geht es denn Ihrem kleinen Knaben?“

Er hatte seinen Knaben so sehr lieb, dieser alte Stenne! Er war so glücklich, wenn der Abend kam, die Schule geschlossen ward und der kleine ihn abholte, um mit ihm die Runde durch die Alleen zu machen; sie blieben dann vor jeder Bank stehen, um die Stammgäste ihres Square zu begrüßen und auf ihre freundliche Ansprache zu antworten.

Mit der Belagerung ward unglücklicher Weise alles anders. Der Square des alten Stenne ward geschlossen; man benutzte ihn als Lagerplatz für Petroleum, und der arme Mann, der zu unaufhörlicher sorgloser Bewachung der gefährlichen Vorräthe gezwungen war, führte ein trauriges Leben. Allein durchstreifte er die verödeten Baum- und Buschgruppen, selbst auf die ihm zur zweiten Natur gewordene Pfeife nothgedrungen verzichtend, und seinen Knaben bekam er erst spät Abends zu sehen, wenn er heimkam. Wie suchte aber auch sein grauer Schnurrbart, wenn er von den Preußen sprach! . . . Der kleine Stenne freilich sah keinen Anlaß zur Klage über dieses neue Leben.

Eine Belagerung! Kann es etwas Amüsanteres für die Straßenjugend geben? Keine Schule, kein wechselseitiges Unterrichten mehr! Ununterbrochen Ferien und die Straßen so bunt und belebt, wie ein Jahrmartplatz! . . .

Das Kind lief bis zum Abend nach Willkür umher. Es begleitete die Bataillone des Quartiers, wenn sie nach den Wällen marschirten und gab dabei denen den Vorzug, die ein gutes Musikcorps aufzuweisen hatten; in diesem Punkte war der kleine Stenne merkwürdig unterrichtet. Er wußte sehr genau, daß die Musik der 9er nicht eben viel taugt, aber die 55er, die hatten eine ganz vorzügliche. Dann wieder sah er den Uebungen der Mobilgarde zu, und es galt ja auch Duene zu sehen . . .

Sein Körbchen unter dem Arme, nahm er seinen Platz in einer der langen Reihen, die sich im Dämmergrau des von keiner Gasflamme erhellenen Wintermorgens vor den Läden der Fleischer und Bäcker bildeten. Man stand da oft bis an die Knöchel im Wasser, aber man machte Bekanntschaften, man politisirte und wurde als Sohn des alten Stenne von jedermann gefragt, wie man über die Sache denke. Das Alleramüsanteste jedoch war das Galoché-Spiel, welches die bretonischen Milizen während der Belagerung in die Mode gebracht hatten. Wenn der kleine Stenne nicht auf dem Walle oder vor dem Bäckerladen war, so traf man ihn zuverlässig auf dem Platz des Chateau-d'Eau, wo er den Galoché-Partien zusah. Zufah, denn er spielte nicht etwa mit — dazu gehört Geld. Er begnügte sich also damit, jede Bewegung der Spieler mit den Augen zu verfolgen — und mit was für Augen!

Einer namentlich, ein großer Bengel in blauer Bluse, der nur ganze Silberfranken setzte, erregte seine Bewunderung. Wenn der lief, so hörte man die Thaler in der Tasche seiner Bluse klingen . . .

Eines Tages raffte der Lange ein Silberstück auf, welches dem kleinen Stenne bis dicht vor die Füße gerollt war und raunte ihm hastig zu:

„Ja, schiele nur — ich kann dir's nicht verdienen! . . . Na, wenn du willst, so sage ich dir, wo man die Blanken holt!“

Als die Partie zu Ende war, führte er ihn in einen abgelegenen öden Winkel des Places und schlug ihm vor, mit ihm zu gehen und mit ihm Journale an die Preußen zu verkaufen; jede solche kleine Reise bringe 30 Francs ein. Anfangs weigerte sich Stenne — er war aufrichtig entrüstet über den Vorschlag, und drei volle Tage fehlte er auf dem Place und mied das verlockende Spiel und den gefährlichen Verführer. Aber das waren drei schreckliche Tage für ihn. Er aß nicht mehr, er schlief nicht mehr. Während der Nacht sah er am Fußende seines Bettes ganze Berge von Holzschuhen aufgeschichtet, und blanke blühende Frankstücke waren in Reihen vor ihm aufgezählt. Die Verführung war zu stark für seine Widerstandskraft. Am vierten Tage kam er wieder nach dem Chateau-d'Eau, fand er dort den Langen, ließ er sich verführen . . .

Sie rüdten eines Morgens bei Schneegestöber aus; jeder hatte einen Leinwand sack über die Schulter geworfen und die Bluse mit Journalen ausgefüllt. Als sie an dem flandrischen Thore anlangten, grante kaum der Tag. Der Lange nahm Stenne bei der Hand, näherte sich dem Posten, einem braven Nationalgardisten mit gutmüthigem Gesicht und etwas rother Nase, und sagte mit kläglichem Stimm:

„Lassen Sie uns durch, bester Herr! Unsere Mutter ist krank, Papa ist tot. Ich möchte mit meinem kleinen Bruder hinaus und versuchen, ob wir nicht noch ein paar Kartoffeln auf dem Felde finden.“

Er weinte. Stenne senkte in heißer Scham den Kopf. Die Schildwache betrachtete sie einen Augenblick und warf dann einen Blick auf die öde, beschneite Straße.

„Macht schnell!“ sagte er, zur Seite tretend — und damit war ihnen der Weg nach Aubervilliers freigegeben. Wie lachte der Lange!

Undeutlich und verworren, wie in einem Traume, sah der kleine Stenne Fabrikgebäude, die man in Kasernen verwandelt hatte, verlassene Barrikaden, auf denen sich die durchnähten Lappen zeretzter Uniformstücke erkennen ließen, hohe, zerbrochene Schornsteine, die das Qualmen längst verlernt zu haben schienen und die, den Nebelschleier durchlöchernd, trübselig gen Himmel ragten. Von Zeit zu Zeit ein Posten, dann wieder Offiziere, die die Mantelkapuze über den Kopf gezogen hatten und mit ihren Feldstechern aufmerksam Ausschau hielten, und kleine, von schmelzendem Schnee durchweichte, triefende Zelte und vor ihnen erlöschende Feuer. Der Lange kannte jeden Weg und Steg und ging querselben, um den Posten auszuweichen. Trotzdem ließ es sich nicht umgehen, daß sie an einer Hauptwache der Franc tireurs vorüberkamen. Die Franc tireurs in ihren kurzen, dünnen Mänteln lagen, die Eisenbahn nach Soissons entlang, geduckt in einem Graben, der ganz mit Wasser angefüllt war. Diesmal schien dem Langen das klägliche Herbeten seiner Fabel nichts nützen zu wollen — man erklärte ihnen, sie dürften nicht passieren. Da trat, während er sich in heuchlerischen Klagen erschöpfte, aus dem Bahnwärterhäuschen ein alter eisgrauer Sergeant mit gefurchtem Gesicht, ganz ähnlich wie der alte Stenne. Er hatte die Stimme des Langen gehört und sagte: „Na, Jungens, hört auf zu weinen — wir wollen euch schon noch einmal hinauslassen zu euren Kartoffeln, aber kommt vorher herein und wärmt euch ein wenig — der Kleine da sieht ja ganz erfroren aus!“

„Ach ja, der kleine Stenne zitterte allerdings an allen Gliedern, aber nicht vor Frost, sondern vor Furcht und vor Scham. Im Wächterhäuschen trafen sie einige Soldaten an, die sich um ein kleines, dürftiges Feuer gekauert hatten und gefrorenes Brot an den Spitzen ihrer Bajonnette in die kümmerlich genährte Flamme hielten, um es aufzuthauen. Man rüdte noch dichter zusammen, um den Kindern Platz zu machen. Man gab ihnen einen Tropfen Brantwein und etwas Kaffee. Während sie tranken, kam ein Offizier an die Thür, rief den Sergeanten hinaus, sprach ganz leise mit ihm und ging sehr rasch fort. „Kinder!“ rief der Sergeant, als er freudestrahlend wieder eintrat . . . „heute Nacht setzt es etwas! Wir haben das Lojungs-

wort der Preußen aufgefangen. Ich denke doch, daß wir diesmal das verdammte Nest, dieses Bourget, wieder nehmen werden!"

Eine wahre Explosion von Bravos und Gelächter war die Antwort. Man tanzte, man sang, man schliff die Haubajonnette und die Kinder machten sich diesen Tumult zu Nutzen und entschlüpfen unbemerkt.

Als sie die Tranchée hinter sich hatten, lag vor ihnen eine Ebene und im Hintergrund derselben eine lange, weiße Mauer, die ganz von Schießscharten durchlöchert war. Nach dieser Mauer nahmen sie die Richtung, machten aber bei jedem Schritte Halt und bückten sich, als hätten sie Kartoffeln aufzuheben; sie mußten doch den Schein wahren.

"Rehr' um . . . Nicht dorthin!" sagte der kleine Stenne un-aufhörlich.

Der Andere zuckte die Achseln und näherte sich immer mehr der weißen Mauer. Plötzlich hörten sie das "Triktrak" eines Gewehrs, welches schußfertig gemacht wird.

"Leg' dich!" flüsternte hastig der Lange und warf sich flach auf den Boden.

Und als er lag, stieß er einen Pfiff aus. Ueber den Schnee her kam ein Pfiff als Antwort. Kriechend setzten sie ihren Weg fort . . . Vor der Mauer, mit dem Erdboden fast gleich, erschien ein flachsblonder Schnurrbart unter einer schmierigen blauen Tellermütze. Der Lange sprang hinab in die Tranchée, neben den Preußen.

"s ist mein Bruder!" sagte er und wies auf seinen Gefährten. Er war so klein, dieser "Bruder" Stenne, daß der Preuße, als er seiner ansichtig ward, zu lachen begann; er sah sich auch genöthigt, ihn mit dem Arme zu umfassen, um ihn bis zur Schießscharte emporzuheben.

Jenseits der Mauer zeigten sich große Erdausschüttungen, gefällte Bäume, schwarze Löcher im Schnee, und aus jedem Loche tauchte dieselbe schmierige Mütze, derselbe flachsblonde Schnurrbart auf und lachend ließen die Soldaten die Kinder vorüber.

In einer Ecke stand ein Gärtnerhaus, das durch Baumstämme in ein Bollwerk verwandelt war. Das Erdgeschloß war voller Soldaten, die Karte spielten und an einem großen hellen Feuer ihre Suppe kochten. Wie gut das nach Kohl und Speck roch! welcher Gegensatz zu dem Divouac der Franc-tireurs! Oben waren die Offiziere. Man hörte sie Piano spielen und Champagnerflaschen entorken. Als die kleinen Pariser eintraten, bewillkommnete sie ein freundliches "Hurrah!" Sie gaben ihre Zeitungen hin — dann schenkte man ihnen zu trinken ein und suchte sie zum Plaudern zu bringen. Alle diese Offiziere sahen hochfahrend und barsch aus, aber der Lange belustigte sie durch seinen Faubourgwitz und seinen reichen Vorrath an Gassenausdrücken. Sie lachten, sprachen seine Worte nach und wälzten sich so recht mit Behagen in dem pariser Koth, den ihnen ihr Spion zutrug.

Der kleine Stenne hätte gern ebenfalls etwas gesagt, hätte gern den Beweis geliefert, daß er auch nicht auf den Kopf gefallen sei — aber er konnte nicht. Etwas genirte ihn. Ihm gegenüber saß, etwas abseits von den andern, ein Preuße, der älter und ernsthafter war als seine Kameraden und ruhig las oder sich vielmehr den Anschein gab, als lese er, denn seine Augen hasteten unverwandt auf dem kleinen Stenne. In diesem Blick lag etwas wie Zärtlichkeit, aber auch wie Vorwurf, als hätte dieser Kriegsmann daheim ein Kind im selben Alter wie Stenne und als hätte er zu sich selber gesagt:

"Ich würde lieber sterben, als erleben, daß mein Sohn ein solches Handwerk treibt!"

Von diesem Augenblick an hatte Stenne das Gefühl, als lege sich eine schwere Hand auf sein Herz und verhindere es am Weiter-schlagen.

Um sich dieser Beängstigung zu entwinden, fing er an zu trinken. Bald drehte sich alles um ihn im Kreise. Er hörte nur noch undeutlich, wie sein Kamerad unter schallendem Gelächter seiner Zuhörer die Nationalgarde und ihre Art zu exerzieren verspottete, wie er einen Generalmarsch im Marais, einen nächtlichen Alarm auf den Wällen ironisirend schilderte. Endlich dämpfte der Lange die Stimme, die Offiziere traten näher an in heran und ihre Gesichter wurden mit einemmale ernst. Der Glend war im Begriff, ihnen den bevorstehenden Angriff der Franc-tireurs zu verrathen . . .

Da sprang Stenne, der mit einem Schläge nüchtern geworden war, wüthend auf und rief:

"Nicht das Langer . . . Ich will nicht!"

Aber der andre lachte nur und fuhr fort. Ehe er noch geendet hatte, waren alle Offiziere auf den Beinen. Einer zeigte den Kindern die Thür und herrschte ihnen zu:

"Und nun — packt euch!"

Und sie gingen an, sehr rasch und auf Deutsch unter einander zu sprechen. Der Große ging, stolz wie ein Doge, hinaus und ließ sein Geld klingeln. Stenne folgte ihm, mit geentem Kopf, und als er an dem Preußen vorüber kam, dessen Blick ihn so sehr genirt hatte, hörte er eine traurige Stimme die Worte sagen: "Nicht hübsch das . . . nicht hübsch!"

Und die Thränen schossen ihm heiß in die Augen.

Als sie erst wieder auf der Ebene waren, gingen die Knaben an zu laufen und waren rasch wieder im Bereich der französischen Linien. Ihre Säcke waren ganz gefüllt mit Kartoffeln, welche die Preußen ihnen gegeben hatten; so kamen sie ohne Hinderniß an der Tranchée der Franc-tireurs vorüber. Man bereitete dort alles auf den nächsten Angriff vor. Truppen kamen geräuschlos in ernstem Schweigen anmarschirt und stellten sich hinter den Mauern auf. Auch der alte Sergeant war da und wies mit glücklichem Gesicht seinen Leuten ihre Plätze an. Als die Kinder vorüberkamen, erkannte er sie und lächelte ihnen freundlich zu.

Ach! wie schneidend weh that dies gute Lächeln dem kleinen Stenne! einen Augenblick hatte er Lust, zu rufen:

"Geht nicht da hinunter . . . wir haben euch verrathen."

Aber der andre hatte ihm gesagt: "Wenn du ein Wort sagst, so werden wir erschossen!" und die Furcht verschloß ihm den Mund . . .

In la Courneuve traten sie in ein verlassenes Haus, um das Geld zu theilen. Wir würden nicht streng wahrheitsgemäß erzählen, wollten wir verschweigen, daß ehrlich getheilt ward, und daß der kleine Stenne, als er die schönen Thaler in seiner Blouse klingen hörte und als ihm der Gedanke an die seiner harrenden Galochepartien kam, anfang, sein Verbrechen als nicht gar so abschaulich anzusehen.

Als das Kind aber allein war, wie unglücklich begann es sich da zu fühlen! Als sie innerhalb der Thore waren, verließ ihn der Lange, und nun gingen seine Taschen an sehr schwer zu werden und die Hand, welche ihm das Herz zusammendrückte, presste stärker als vorher. Paris kam ihm seltsam verändert vor. Die Vorübergehenden sahen ihn streng an, als wüßten sie, woher er komme. Durch das Rollen der Räder, durch die Wirbel der Trommler, welche den Kanal entlang übten, hörte er deutlich ein schreckliches, vorwurfsvolles Wort, das eine Wort "Spion!" Endlich kam er heim und mit einem lebhaften Gefühl des Glücks darüber, daß sein Vater noch nicht zu Hause war, stieg er rasch hinauf in ihre Kammer, um unter seinem Kopfkissen die Thaler zu verstecken, die ihm so merkwürdig, so unheimlich schwer zu sein schienen.

Wie war der alte Stenne so freundlich, so vergnügt gewesen, als bei seiner Heimkehr an diesem Abend. Es waren gute Nachrichten aus der Provinz eingegangen: die Angelegenheiten des Landes standen günstiger. Während des Essens betrachtete der alte Soldat sein an der Mauer hängendes Gewehr und sagte mit seinem gutherzigen Lächeln zu seinem Knaben:

"Hei, mein Junge, wie würdest du diesen Preußen zu Leibe gehen, wenn du groß wärst!"

Gegen 8 Uhr vernahm man Kanonendonner.

"Das ist Aubervilliers . . . man schlägt sich bei Bourget", sagte der Alte, der alle "seine" Forts genau kannte. Der kleine Stenne erleichtete und ging, große Müdigkeit vorschützend, zu Bett, aber er schlief nicht. Die Kanonen donnerten fort. Er stellte sich vor, wie die Franc-tireurs mitten in der Nacht sich auf die Preußen stürzten, in dem Wahne, sie zu überfallen, und wie sie selber in einen Hinterhalt fielen. Er erinnerte sich an den Sergeanten, der ihm zugelächelt hatte, er sah ihn da unten bei Bourget ausgestreckt im Schnee liegen und wie viele andere mit ihm! . . . Der Preis für all dies Blut war unter seinem Kopfkissen verborgen, und der das gethan, war er, der Sohn des alten Stenne, der Sohn eines Soldaten! . . . Die Thränen wollten ihn erstickn. Im anstossenden Zimmer hörte er seinen Vater auf und ab gehen und das Fenster öffnen. Unten auf dem Platze wirbelte der Generalmarsch, ein Bataillon der Mobilgarde formirte sich zum Abmarsch. Es war kein Zweifel, man schlug eine wirkliche Schlacht. Der Unglückliche konnte sein Schluchzen nicht länger unterdrücken.

"Was hast du denn?" sagte der Alte, ins Zimmer tretend.

Das Kind hielt nicht länger an sich, sprang aus dem Bett und warf sich seinem Vater zu Füßen. Infolge dieser heftigen

Bewegung fielen die Geldstücke herab und rollten auf dem Fußboden hin.

„Was ist das? Hast du gestohlen?“ fragte der Alte zitternd. Und nun erzählte der Kleine in einem Athem, daß er bei den Preußen gewesen sei und was er dort gethan habe. Während er so sprach, fühlte er, wie das Herz ihm leichter ward, es war ihm eine Wohlthat, sich anzuklagen. . . Der alte Stenne hörte zu — sein Gesicht trug einen schrecklichen Ausdruck. Als der Kleine geendet hatte, schlug sein Vater die Hände vor's Gesicht und weinte.

„Vater, Vater!“ wollte das Kind sagen.

Die Sanct-Peterskirche in Rom (San Pietro in Vaticano, Seite 5).^{*} Wer hätte nicht schon von jener berühmtesten aller Kirchen gehört, die in dem ewigen Rom in der Rione di Borgo, zwischen der Piazza di S. Maria und dem Vatican, gelegen ist. An dieser Stelle war es, wo Anfangs des 4. Jahrhunderts der römische Kaiser Konstantin, der sogenannte „Große“, über dem angeblichen Grabe des Apostel Petrus eine Basilika erbauen ließ, d. h. eine jener ersten christlichen Kirchen, die den zu Gerichts- und Handelszwecken dienenden griechisch-römischen Prachtgebäuden dieses Namens nachgebildet waren. Diese Basilika, in der Karl der „Große“ von Papst Leo III. gekrönt ward, gerieth indeß im Laufe der Jahrhunderte so in Verfall, daß sie Papst Nikolaus V. im 14. Jahrhundert abbrechen ließ. Beinahe zwei Jahrhunderte blieb der Platz frei, bis am 18. April 1506 der Grundstein zu dem Dome von St. Peter gelegt wurde, an dem nacheinander die berühmtesten Baumeister, ein Bramante, Rafael, Peruzzi und Michel Angelo, gebaut haben. Nach dem Plan des letzteren wurde 1564 die gewaltige Kuppel aufgeführt. Damit war aber der mächtige Bau noch lange nicht vollendet; später führte Maderno noch die 150 Fuß hohe, 372 Fuß breite Fassade auf, die die Vorhalle und über dieser die Loggia einschließt, in welcher jeder neuerwählte Papst angesichts des Volkes gekrönt wird, und von wo aus der Papst bei den hohen Kirchenfesten der auf offenem Platze in gläubiger Andacht knienden Menge seinen Segen erteilt. Und selbst 1784 wurde noch an der Peterskirche gebaut, indem unter Pius IV. die Sakristei errichtet ward. Die Kosten des ganzen Baues haben sich auf die ungeheure Summe von über 46 Millionen Scudi, d. h. ungefähr 185 Millionen Mark belaufen. Die durch solch enormen Kostenaufwand geschaffene architektonische Pracht, sammt dem Reichthum an Monumenten, Del- und Freskogemälden, Mosaikbildern und Zierrath aller Art übersteigt jede Beschreibung und wirkt auf besangene Gemüther vollkommen überwältigend. Alles trägt den Charakter des Großartigen, Gewaltigen. Den länglich runden, 800 Fuß breiten und 550 Fuß langen Vorplatz umgeben Säulengänge, in deren Mitte sich ein ägyptischer Obelisk mit zwei Springbrunnen zur Seite erhebt. Von der Vorhalle rechts und links stehen die in kolossaler Größe ausgeführten Reiterstatuen Konstantins und Karl des Großen. Die größte Länge des Innern beträgt 622 F., die Höhe des Mittelschiffs 150 F. und die der Kuppel im Innern (s. unser Bild) 413 F. Diese letztere hat ein doppeltes Gewölbe und darüber einen offenen Oberbau, auf dem sich der 8 Fuß im Durchmesser haltende Knopf mit dem 14 Fuß langen Kreuze befindet, dessen Spitze 487 Fuß über den Erdboden emporragt. Vier riesige Pfeiler mit einem Umfange von je 28 Fuß tragen die Kuppel, deren Durchmesser 122 Fuß beträgt. Natürlich birgt die Peterskirche neben so vielen weltlichen Kostbarkeiten auch solche, deren Werth nur durch den frommen Glauben der Herde Petri anerkannt wird, als da sind heilige Knochen, heilige Schweißtücher und ähnliche heilige Reliquien. So enthält der Hochaltar (s. unser Bild) die Gebeine des Apostels Petrus, ferner ist das Schweißtuch der heiligen Veronika, in das sich Christus bei dem Gang nach der Kreuzigungsstätte das Antlitz getrocknet haben soll, und vieles andere mehr zur Erbauung der frommen Welt vorhanden. — Wann die Völker aufhören werden, sich in frommem Irrthum und an frommem Betrug zu erbauen, wann sie einmal die ungeheuern Summen, die zur Ausführung von Gotteshäusern verwendet worden sind, dadurch nutzbar machen werden, daß sie die Kirchen zu Tempeln des freien Menschengesistes umschaffen, wer weiß es! Die Volksgeduld mit denen, die da die Massen behörden, statt sie zu belehren, ist so unendlich lang und schier unzerreißbar gewesen, daß auch heute noch die Hoffnung auf den endlich erwachenden und frei sich regenden Volksverstand beinahe allzu kühn erscheint.

Eine wichtige steinerne Urkunde. Nach der Lehre Darwins sind Vögel und Reptilien aus einer gemeinschaftlichen Urform abzuleiten, die der genannte Forscher aber nur eben als ein Postulat, als eine wissenschaftliche Forderung aufgestellt hat. Jetzt melden Berichte aus Eichted in Baiern die Auffindung eines zweiten Exemplares einer Thierpezies, an der die Verwandtschaft zwischen Reptil und Vogel auf das deutlichste zu erkennen ist, die das Mittelglied zwischen beiden bildet. Dieses Thier, welches von den Gelehrten *Archaeoptrix lithographica*

Der Alte stieß es ohne ein Wort zurück und raffte das Geld zusammen.

„Ist das Alles?“ fragte er.

Der kleine Stenne machte ein Zeichen der Bejahung. Der Alte nahm sein Gewehr und seine Patronentasche vom Nagel, und indem er das Geld in die Tasche steckte, sagte er:

„Gut also! ich werde es ihnen wieder zustellen.“

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ohne auch nur den Kopf zu wenden, stieg er hinab, um sich unter die Mobilgarden zu mischen, die hinaus in die Nacht marschirten. Man hat ihn nie wiedergehoben.

getauft worden ist, ist ein auch der Größe nach hühnerartiger Vogel mit einem ausgeprochenen, langen Eideschenschwanz. Das erste Exemplar dieses merkwürdigen Wesens wurde schon 1861 in Solnhofen gefunden; die Echtheit des eigenthümlichen Reptilenschwanzes wurde damals angezweifelt, jedoch von dem Anatomen R. Owen als echtes Glied einer echten und alten Vogelsippe anerkannt. Es handelt sich heute, wie 1861, um eine Versteinerung, welche ein Herr Häberlin zu finden so glücklich war, die aber bei weitem besser erhalten auch ein bedeutend klareres Bild jenes Urthieres gibt, als der frühere Fund, wo die Flügel verschoben, die verschiedenen Knochen auf der Steinplatte zerstreut, der Kopf und Hals aber ganz verloren gegangen waren. Ueber die neue Beute schreibt Herr Häberlin an einen Freund:

„Das ganze Exemplar repräsentirt ein Bild von unvergleichlicher Schönheit und Reinheit! Weit sind die Fittiche ausgebreitet, in allen ihren Umrissen, in der Form der Federn, in allen ihren Einzelheiten deutlich erkennbar. Wirbelsäule und Rippen sind in der normalen Lage, Hals und Kopf sind seitwärts herabgebogen und Wirbel für Wirbel genau zu verfolgen. Der Kopf liegt auf der Seite und trägt Zähne in den Kiefern. Endlich sind nicht nur die Krallen an den Hinterfüßen, sondern auch diejenigen an den oberen Flügeltheilen vorzüglich erhalten.“

So erlebt der gefeierte Forscher wieder einmal die Freude, einen Sach seines genial entworfenen Lehrgebäudes durch die Thatfachen bestätigt zu sehen, und wie oft dem Geschichtsforscher eine alte Steinschrift von unschätzbarem Werthe ist, so wird für die neuere Naturforschung ein gewaltiges Beweismoment jene eichthier Steintafel werden und sein, auf welche die Natur selbst mit ihrem Griffel Beweise für die Lehre von der Entwicklung der Arten und die Descendenztheorie eingegraben hat. Wünschenswerth ist nur, daß möglichst schnell Abbildungen dieses hochwichtigen Fundes gefertigt und den Interessenten zugänglich gemacht werden.

Die Anforderungen, welche man an ein gutes Trinkwasser zu stellen hat, sind folgende: es muß klar, farb- und geruchlos sein; seine Temperatur darf innerhalb der verschiedenen Jahreszeiten nur um ein Geringes schwanken; es darf nur wenig organische Stoffe und gar keine Fäulnisorganismen enthalten; es darf kein Ammoniak, keine salpetrige Säure und keine größere Menge von Nitraten, Chloriden und Salpeter enthalten; es darf nicht zu hart sein, insonderheit keine wesentlichen Mengen von Magnesiumsalzen enthalten. Was das Reichthum und Flußwasser anlangt, so ist darauf vor allem zu sehen, daß es keine Spur von menschlichen Abfallstoffen enthalte. Alle diejenigen, die weder in der einen noch in der anderen Weise für eine wissenschaftliche Untersuchung ihres Trinkwassers, die im Grunde Sache der Staats- oder Gemeindebehörden wäre, zu sorgen vermögen, sollten sich folgende kurze Betrachtung über den Werth des Regenwassers, des Teich- und Flußwassers, sowie des Brunn- und Quellwassers einprägen: Das Regenwasser enthält die geringste Menge fester anorganischer Stoffe in gelöstem Zustande, wenn es in ziemlicher Entfernung von Städten und in reinen Behältern aufgefangen worden ist. Sein Gehalt an organischen Stoffen ist jedoch etwas größer als der des Quell- und Tiefbrunnwassers. Dahingegen ist von den Dächern abfließendes Regenwasser oft derart durch faulende Stoffe verunreinigt, daß es nur mit Gesundheitsgefahr genossen werden kann. Das Wasser, welches sich in unkultivirtem, vorzüglich kalkfreien Boden in Teichen und anderen Behältern sammelt oder durch Sandboden fließt, ist meist zu häuslichen, häufiger und besser noch zu industriellen Zwecken verwendbar. Es ist trotz seines oft unangenehmen Geschmades, der von dem Gehalt an torfarartigen Stoffen herrührt, der Gesundheit im allgemeinen keineswegs nachtheilig. Zu häuslichen Zwecken nicht gut geeignet ist Wasser, welches sich auf kultivirtem Boden ansammelt und stets in höherem oder geringeren Grade durch organische Dünge Stoffe verunreinigt ist; enthält der fragliche Dünger aber keine menschlichen Abfallstoffe, so ist dies Wasser immer noch weniger schädlich, als verunreinigtes Flußwasser. Für alle die genannten Wasser gilt die Regel, daß sie vor dem Gebrauch erst filtrirt werden sollen. Ferner sind alle Wässer, welche durch fädtische oder Fabrik-Abflüsse verunreinigt werden, sowohl zum Trinken als zum Kochen nicht zu gebrauchen. Das schädlichste ist das bereits oben erwähnte Flachbrunnwasser, wenn die Brunnen, wie gewöhnlich, in der Nähe von Abtritten, Düngergruben und anderen Stätten ärgster Unreinigkeiten liegen. Der Umstand, daß es meist klar und wohlschmeckend ist, ist kein Beweis für

^{*} Unser Bild ist dem allen Kunstreuen auf das Beste zu empfehlenden, ausgezeichneten Prachtwerke „Italien“ (Verlag von Engelhorn in Stuttgart) entnommen.

das Fehlen von ekelhaften und gefährlichen Stoffen, vermindert also seine Schädlichkeit noch gar nicht. Am besten zu Genusszwecken geeignet ist Quell- oder Tiefbrunnenwasser. Es hat am wenigsten organische Substanzen aufzuweisen und ist fast immer ebenso klar und wohlgeschmeckt als gesund. Seine Temperatur wird von der Verschiedenheit der Jahreszeiten so wenig beeinflusst, daß es stets kühl und erfrischend ist. Wie ungeheuer viel Menschen jahrein jahraus gezwungen sind, sich mit gesundheitsnachtheiligem Wasser zu begnügen, und wie viele durch mangelnde Sorgfalt bei der Auswahl ihrer Trink- und Kochwässer sich unabsehlich Schäden zufügen, werden unsere Leser nach dem Vorausgeschickten leicht ermessen können. G.

Geistige Nahrungsmittelverfälschung und verdorbene Magen.

Mit gerechtem Ekel lesen wir in den Annalen unserer deutschen Literatur gewisse Dichterprodukte der Epoche des 30jährigen Krieges, wo durch die unaussprechlichen Greuel aller Art die Nerven der Lesewelt so abgestumpft waren, daß nur Poeten mit einer „verhexten“ Phantasie, wie ein neuerer Literaturhistoriker sich ausdrückt, einigermaßen auf Beachtung hoffen durften. Die graße Wirklichkeit mußte noch übertroufen werden. Wir haben nun 2 Jahrhunderte mehr auf dem Rücken und sind, zu unsrer Schande nach wie es geht, leider noch dickfelliger, noch blasierter geworden. Den Beweis dafür liefern uns die Reflexionen eines zeitgenössischen Kollegen über das, was man in unsern Tagen der Lesewelt zur Auferbauung vorzusetzen die Dreistigkeit hat: „Ueber die politischen Ereignisse in der Zeitung gleitet der Leser mit kurzem, verächtlichen Blick hinweg, denn er bemerkt, daß wiederum beide kriegsführenden Theile den strategischen Plänen nicht gefolgt sind, die er bei seinem Stammtisch den Abend vorher für beide entwarf. Rasch geht er daher zu dem „ernigsten“ Theile der Nachrichten über, um sein geübnetes Nervensystem anzufrischen. Mit Behagen nimmt er so die neuesten dreizehn Selbstmorde auf, konstatiert mit wohlthuendem Schauer, daß wiederum ein Haus einstürzte und in dieser und jener ausführlich beschriebenen Weise mehrere Männer, Frauen und Kinder zerquetschte. Diesen kräftigen Bildern gegenüber berühren ihn die andern Tagesereignisse, wie das Sterbelager eines verhungerten beliebten Dichters, zwei Kindermorde armer Näherinnen, nur matt, an solche Kost ist er gar zu gewöhnt. Selbst die geschilberte Organisation einer Kinder-Diebsbande genügt ihm jetzt nicht mehr, da noch kein Mord dabei ist. Gleichgiltig pirscht er weiter durch die Spalten, jagt eine Dynamit-Explosion auf, bei der alle Arbeiter der Fabrik aufflogen, streift einen Hausbrand, bei dem zwei Kinder verbrannten und gelangt endlich wieder zu einigen anregenden Sachen, z. B., daß sich ein Metallgießer das flüssige Erz aus Versehen in die Bluse gegossen, daß eine Fabrikarbeiterin bei den Haarflechten von der Maschine erfaßt und ihr ganzes Kopfhaar sammt der Kopfhaut ihr dabei gewaltsam vom Kopfe gerissen worden sei u. s. w. u. s. w. Nach dieser sein Nervensystem wohlthätig berührenden Erweiterung seines Weltwissens schließt er endlich mit der Crème des Ganzen, mit der sorgsamsten Lectüre des eben schwebenden hochpilotanten Mordprozesses, welchen er mit der Genauigkeit eines Kriminalisten studirt, und von dessen Vorgängen seine Seele so erfüllt ist, daß er nahe daran ist, den Mord probeweise nachzumachen.“ — Sollte man nicht glauben, der Mensch unserer Tage wolle, wie jener Hans im Volksmärchen, das „Grufeln“, und sonst gar nichts weiter, lernen? wt.

Weiß als Farbe der Trauer. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die Wenden die sonderbare Eigenthümlichkeit haben in Weiß zu trauern. Andree erzählt dies in seinen trefflichen wendischen Wanderstudien und bemerkt, daß nahe Verwandte sogar ein ganzes Jahr lang den weißen Ueberwurf (plachta genannt) tragen; derselbe ist aus Leinwand gefertigt. In einigen Gegenden kommt noch dazu das weiße Mundtuch. Andree hat diese Erscheinung weiter verfolgt, aber nur in ehemals slavischen Ländern angetroffen. Noch heute trauert man im Boigtlande weiß. In Deutsch-Böhmen, in der Planener Gegend, nahe bei Eger, tragen beim Leichenbegängnisse eines Jünglings die Angehörigen ein weißes Tuch in den Händen zum Zeichen der Trauer. Auch im hannoverschen, jetzt germanisirten Wendland ist Weiß die Trauerfarbe. Ehe der Leichenzug sich in Bewegung setzt, treten die nächsten männlichen und weiblichen Angehörigen des Todten, die ley-

teren vom Kopfe bis zum Fuße phantastisch in lange, weiße Tafeln gehüllt, zu ihm heran und nehmen unter lautem Jammern und Schreien Abschied von ihm. lb.

Buchstaben-Rebus.



Korrespondenz.

Kohlfurt. Dr. C. Friedrich. Ihrem Wunsche gemäß und um zu zeigen, wie sich der Anfinn seiner Haut wehrt, wenn man ihm systematisch zu Leibe geht, veröffentlicht wir hier Ihren Brief vom 11. August d. J., von dem Sie uns überflüssiger Weise am 20. August noch eine Abschrift eingeschickt haben: Kohlfurt, den 11. August 1877.

Gebuchte Redaktion!

In der „Korrespondenz“ der letzten Nr. der „Neuen Welt“ finde ich in der Erwiderung sub Veselau ad Hofmann einige kurze Bemerkungen, die ich einer Redaktion, die das Prärogativ der höchsten Anstufung für sich in Anspruch nimmt, nicht zugestehen hätte. Ich kenne zwar Dr. Hofmann nicht, aber das, was er an Sie geschrieben hat, ist klar, verständlich und treffend und das gewinnt ihm meine Achtung. Ob ich „sein Glaubensgenosse“ bin, das ist noch die Frage, aber wenn ich's noch nicht bin, so könnte ich's werden allein durch die verzweifelte Logik ihrer Replik. Sie schreiben da: „In Ihrer Ueberzeugung des Neuen Testaments haben wir bereits einiges gebältert, aber Ihre Wahrheit darin ebenso wenig entdecken können, als in der Ueberzeugung Luthers!“ Sagen Sie mir doch in aller Welt, wissen Sie denn, was für logischen Anfinn Sie da geschrieben haben? Ei, ei, verehrte Redaktion, — ein Käuschen gehabt? Oder ein Weichschädelchen, das die Dedei Ihrer „Gehirnzellen für Logik“ noch nicht zum gehörigen Aufklappen hatte kommen lassen in dem Augenblicke, da Sie dies geschrieben? Um eine „Wahrheit“ zu haben, ja zu „entdecken“, „blättern“ man nur in einem Buche?! Ei, ei, solch einen logischen Vork kann man wohl einer Redaktion verzeihen, die noch in den Gallertwindeln des Urchlammes, in der schleimigen Wiege des protoplasmatischen Gallertklumpens in der Tiefe des Oceans träumend schlummert, aber nimmermehr der Redaktion der „Neuen Welt“, die doch bereits aus dem Urchlammhöschen ausgekrochen und hinaufschwimmend hat über das Asienstadium hinaus zu organischen begehrten Wesen höchster Kultur- und Aufklärungs-Potenz und ihr Bureau aufgeschlagen hat in der Metropole der Intelligenz!

Die „dummen“ „läubigen“, zu denen auch Dr. Hofmann zu gehören scheint, stehen ja freilich noch nicht auf der Höhe Ihrer Kultur, sondern sitzen noch in der Finsterniß des barbarischen Mittelalters, aber so gescheit wird am Ende auch der allerdummste unter ihnen sein, um einzusehen, daß man, um eine „Wahrheit“ zu entdecken, nicht bloß in einem Buche so ein Büschel herumblättern, sondern die Nase ordentlich reinstecken und mit Verstand, Ueberlegung und Nachdenken darin lesen muß. Wenn man in Ihrer „Neuen Welt“ bloß so ein Büschel herumblättern, so kommt man auch nicht hinter die Wahrheit, aber wenn man mit Verstand darin liest, dann entdeckt man bald die Wahrheit, nämlich die Wahrheit, daß es ein Blatt ist, welches, nachdem man von seinem logischen Luftinn sich überzeugt hat, seine geeignete Verwerthung findet zu demjenigen unaußerordentlichen Zwecke.

Uebrigens, lieber Herr, aus dessen Feder die betreffende Replik geflossen ist, kann ich Ihnen ganz genaue Auskunft darüber geben, woher Ihnen und Ihren Glaubensgenossen die Ueberzeugung gekommen ist, daß der Dr. Hofmann und seine Glaubensgenossen sich in einem bemitleidenswerthen Irrthum befinden. Sie ist Ihnen, lieber Herr, nirgends andersher gekommen, als woher alle Ueberzeugungen der „Neuen Welt“ nach ihrer verehrten Correspondenten kommen — aus dem Intelligenz-Blatte des Teufels!

Mit der ergebensten Bitte, dieser meiner Replik in den Spalten Ihrer „Korrespondenz“ gütigste Aufnahme gewähren zu wollen, und der Berücksichtigung, im andern Falle sie in andern Journalen zu publiciren, zeichnet

Dr. C. Friedrich.

Sollte es nicht schon sehr schlimm sein, lieber Hr. Dr. F., daß Sie die Ausführungen Ihrer Entrüstungsseffel an nichts weiter anzuknüpfen wußten, als an unsern vermeintlichen, „logischen“ Vork bezüglich des Durchblätterns der Hofmannschen Bibel? Wozum kämpfen Sie denn nicht für die Bibel mit deren eigenen Waffen und dreifeln lieber einen Berg von Urchlammproben, an denen nichts weiter zu erkennen ist, als Ihre eigene wahrhaft vorurtheilliche Rückständigkeit in geistiger Beziehung?? Nun, wir wollen's Ihnen sagen, lieber Herr: Weil die Waffen der Bibel gegen den Panzer der vorurtheilfreien Vernunft und das Schwert, welches aus die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften geschmiedet haben, eitel gar nichts auszurichten vermögen. Uebrigens wollen wir Ihnen auch sagen, warum wir die Bibel, sei sie nun übersezt von Hinz oder Kunz, nicht erst zu studiren, sondern nur wieder einmal durchzublättern brauchen, um uns zu überzeugen, daß sie nichts weiter ist, als eine Sammlung historischer Urkunden von zweifelhaftem Werthe und poetischer Produkte von gleichfalls ausschließlich historischem Interesse: weil wir die Bibel schon lange, sehr lange auf das genaueste kennen! Also damit wäre Ihnen denn, Doctissime, der letzte vernünftige Halt für Ihre Urchlammprophetationen genommen, und es bliebe nichts, gar nichts übrig, als der nackte Unfinn, wie es sich eben gebiert für die kritischen Verjude eines Glaubensvertheidigers, dessen Intelligenz noch nicht einmal mit dem Teufel getroffen hat. Gehaben Sie sich wohl, Herr Doktor!

W. S. (P.). H. St. Von Ihrem Gedicht „L... von Gottes Gnaden“ können wir nicht einmal den Titel drucken lassen, wenn wir nicht wegen zweier schweren Vergehens aus wenigstens 1 Jahr zur stillen Einsamkeit eines deutschen Muttergeängnisses bedingt werden wollen.

Hamburg. — C. F. H. Ihre Novelle ist an Schilderung überreich und an Handlung bettelarm. Sogar der Held that gar nichts weiter, als daß er sich von Schicksal schieben läßt; dabei brüht er nicht weniger als dreimal in Ebränen aus — solche Helben und solche Novellen kann die „Neue Welt“ nicht brauchen.

Kassel. C. J. Beruchen Sie es mit Rhythmen, Charaden und Rechnungsangaben. Statt der Köstlichkeiten beginnen wir in der nächsten Nummer lieber gleich mit dem Schachspiel, zu dem ein Freund der N. W. eine Anleitung zusammengestellt hat.

Mit dieser Nummer beginnt der dritte Jahrgang, den wir, um dem gesteigerten Lesebedürfnisse der Wintermonate Rechnung tragen zu können, schon mit dem Oktober, anstatt wie bisher mit dem Januar, anfangen lassen müssen. Wir leben der Ueberzeugung, daß wir uns die Freundschaft und das Vertrauen der weiten Volkskreise, in denen wir innerhalb kurzer Zeit eine so große Zahl von Lesern gefunden haben, in immer höherem Maße werden erwerben können.

Redaktion und Verlag der „Neuen Welt“.